MOREAU.

Walter Scott's
sämmtliche
Werke.

Neu übersetzt.

Acht und dreißigster Band.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Neunter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben
von
Napoleon Buonaparte,
Kaiser von Frankreich,
mit einer Uebersicht der französischen Revolution.

Von

Walter Scott.

Aus dem Englischen übersetzt
von
General J. v. Theobald.

Neunter Theil.

Stuttgart,
bei Gebrüder Franckh.
1827.

Leben von Napoleon Buonaparte.

Erstes Kapitel.

Unbeugsamkeit Oesterreichs. — Wurmser wird mit neu geworbenen Truppen verstärkt. — Schlacht bei Roveredo. — Die Franzosen siegen, und Massena besetzt Trient. — Buonaparte schlägt Wurmser bei Primolano und bei Bassano den 8. September. — Wurmser flieht nach Vicenza. — Schlacht bei Arcola. — Wurmser wird zuletzt in der Festung Mantua eingeschlossen.

Das Auffallendste in diesen Feldzügen aber ist die Unbeugsamkeit Oesterreichs, das, durch das Vorrücken von Moreau und Jourdan in die Enge getrieben, dennoch überall Widerstand leistete und durch außerordentliche Anstrengungen es dahin brachte, daß Wurmser, mit 20,000 Mann frischer Truppen verstärkt, die Offensive wieder ergreifen und aus dem Tyrol vorbrechen konnte. Wurmser, durch sein Un=

glück vorsichtiger geworden, hoffte jetzt, Mantua zum zweiten Mal auf eine weniger gefährliche Weise dadurch entsetzen zu können, daß er seinen Weg von Trient durch das Thal der Brenta dahin nahm. Dieses Manöver gedachte er mit 30,000 Mann auszuführen, während General Davidowich mit 20,000 Mann in einer starken Stellung zunächst bei Roveredo stehen blieb, um Tyrol zu decken, wo ein Einfall der Franzosen den durch das Vorrücken von Moreau und Jourdan in Deutschland entstandenen panischen Schrecken noch vermehrt haben würde.

Buonaparte, der die Absicht des alten Feldmarschalls errieth, ließ ihn ungestört nach Bassano an der Brenta ziehen und dort seine gewählte Operationslinie fassen. Er behielt sich aber doch insgeheim vor, selbst die Offensive zu ergreifen, und über Davidowich herzufallen, sobald die Verbindung zwischen diesem und Wurmser durch den Marsch des letztern aufgehört haben würde. Er ließ den General Kilmaine, einen Offizier von irländischer Abkunft, auf den er großes Vertrauen setzte, mit ungefähr 3000 Mann zurück, um die Belagerung von Mantua in einer Stellung unter den Wällen von Verona zu decken, während er selbst mit seiner Hauptmacht den Marsch nach Roveredo antrat, einer Stadt, die, in dem Etsch-Thale gelegen, die feste Stellung von Calliano im Rücken hat. Die Hauptstraße von Trient führt durch diese Stadt, und Davidowich stand

hier mit 25000 Oesterreichern, um Tyrol zu decken, während Wurmser an der Brenta hinabzog, die in derselben Richtung wie die Etsch fließt, aber etwa dreißig italienische Meilen von derselben entfernt ist, so daß Wurmser und sein Generallieutenant sich nicht gegenseitig unterstützen konnten. Auf Davidowich nun wollte Buonaparte zuerst seine Blitze entladen.

Die Schlacht von Roveredo, am 4. September geschlagen, war eine der schönsten Waffenthaten dieses grossen Feldherrn. Ehe er sich der Stadt nähern konnte, mußte eine seiner Divisionen das stark verschanzte Lager von Mori erstürmen, wo der Feind einen verzweifelten Widerstand leistete. Eine andere griff die Oesterreicher auf dem jenseitigen Ufer der Etsch an (denn das Gefecht fand auf beiden Ufern Statt), bis endlich die Oesterreicher unter stetem Gefechte zurückwichen. Napoleon befahl dem General Dubois, mit dem ersten Husaren-Regimente einzuhauen; er that es, durchbrach die feindliche Linie, sank aber, von drei Kugeln tödtlich getroffen, nieder, unter den Worten: „Ich sterbe für die Republik, — laßt mich nur wissen, daß der Sieg unser ist."

Der Feind wurde auf seinem Rückzuge durch die Stadt Roveredo getrieben, unvermögend, diese zu behaupten. Diese so außerordentlich feste Stellung von Calliano schien aber den Fliehenden einen

sichern Zufluchtsort gewähren zu müssen. Die steilen Bergwände treten hier der Etsch so nahe, daß zwischen ihr und ihnen nur ein Paß von etwa vierzig Klaftern übrig bleibt, der rückwärts durch ein Dorf, ein festes Schloß und eine über dem Felsen angebrachte wohlbesetzte Schanze vertheidigt war. Allein alle diese Hindernisse konnten dem Siegeslaufe der Franzosen keinen Einhalt thun. Es wurden acht leichte Feldstücke vorgebracht, unter deren Schutz die Infanterie die feste Stellung erstürmte. So wenig vermögen die Vortheile des Bodens, wenn die Ueberzeugung, daß er unwiderstehlich sey, sich des Angreifers bemächtigt hat, und der Muth des Vertheidigers dagegen durch eine lange Reihe von Unfällen gebrochen ist. Sechs- oder siebentausend Gefangene und fünfzehn Geschütze waren die Früchte dieses glänzenden Sieges, und Massena nahm den andern Tag Besitz von Trient, dieser alten Burg, wo Wurmser so lange sein Hauptquartier gehabt hatte.

Die Trümmer des Heeres von Davidowich zogen sich tiefer ins Tyrol zurück, und zwar in die Stellung von Lavisa, einem kleinen Dorfe an einem Flusse gleichen Namens, etwa drei Meilen nördlich von Trient, auf der Hauptstraße, die Brixen mit Innsbruck verbindet. Buonaparte folgte ihnen auf dem Fuße mit der Division Vaubois und ging mit seiner Reiterei über die Lavisa, während der Feind durch einen Angriff auf die Brücke hingehalten wur-

de. So vertrieb er sie aus ihrer Stellung, die, als der Eingang eines der Hauptpässe des Tyrols, besetzt werden mußte, und von der siegreichen Division Vaubois auch wirklich besetzt wurde.

Buonaparte, der in seiner gegenwärtigen Lage die kriegerischen Bewohner des Tyrols für sich zu gewinnen wünschte, erließ an sie eine Proklamation, in der er sie ermahnte, die Waffen niederzulegen, und nach Hause zu gehen, ihnen Schutz gegen militärische Gewaltthätigkeiten zusicherte, und sie zu überzeugen suchte, daß sie in diesem, nur gegen den Kaiser und seine Regierung, nicht aber gegen seine Unterthanen geführten Kriege nicht betheiligt seyen. Um sein Betragen mit seinen Worten in Einklang zu bringen, sprach er in einem Edikt die Trennung des Fürstenthums Trient vom deutschen Reiche aus. Die Bewohner sollten die Oberherrlichkeit der französischen Republik anerkennen, ihre eigenen Angelegenheiten aber selbst besorgen, oder doch zu besorgen scheinen.

Gaben, von einem bewaffneten Feinde angebotén, mußten den Tyrolern sehr verdächtig scheinen. Es entging ihnen nicht, daß der Befehl eines französischen Offiziers, so lange die Franzosen im Lande die Oberhand hatten, mehr gelten würde, als alles, was die von ihnen selbst gewählte Obrigkeit sagen konnte. Was die Proklamation betrifft, so hätte der französische Feldherr seine Beredsamkeit mit gleichem Er-

folge an die Felsen des Landes verschwenden können. Das Tyrol, eine der frühesten Besitzungen des Hauses Oesterreich, war von den österreichischen Fürsten stets mit Achtung der den Einwohnern zustehenden Privilegien regiert worden; letztere waren bereits im Genusse persönlicher Freiheit. Gesichert in allen zu ihrem Wohl erforderlichen Gerechtsamen, konnten diese klugen Bauern aus der Hand eines fremden Generals nichts erwarten, als was Buonaparte selbst die vom Kriegszustande unzertrennlichen Plakkereien genannt hatte, worunter alles Ungemach zu verstehen ist, was einem Lande aus der Habsucht des darin gebietenden Generals, aus dem nothwendigen Bedarf der Soldaten erwachsen mag, der gröberen Mißhandlungen, die sich Plünderer und Nachzügler gegen die Einwohner erlauben mögen, nicht zu gedenken. Außerdem, daß die Tyroler diese Folgen in ihrer Klugheit zu berechnen wußten, waren sie zugleich auch von einem edlen Geiste der Nationalunabhängigkeit beseelt; und so beschlossen sie, ihre Gebirge nicht durch die Erscheinung eines fremden Heeres entehren zu lassen und ihren heimathlichen Boden mittelst ihres nie fehlenden Geschosses vor dieser Schmach zu bewahren. Sie trafen alle Anstalten zu ihrer Vertheidigung; damals wurden am Rande jener steilen Abstürze, die das Innthal und andere Tyrolerpässe begrenzen, jene Massen von Felsstücken und Baumstämmen aufgehäuft, wo sie

verderbenträchtig liegen blieben, bis sie im Jahre 1809 von dem wackern Hofer und seinen Waffengefährten zur Vertilgung der eingedrungenen Franzosen und Baiern herabgerollt wurden.

Glücklicher mit dem Schwerte als mit der Feder, war Buonaparte mit Davidowich und seinem Heere kaum fertig geworden, als er seine Operationen gegen Wurmsern selbst begann, der um diese Zeit die Nachricht erhielt, daß die Division Davidowich aufgerieben worden und daß Trient im Besitz der Franzosen sey. Der österreichische Feldmarschall dachte sofort, daß der französische Feldherr durch die erhaltenen Vortheile bewogen werden würde, Italien hinter sich zu lassen und nach Innsbruck vorzurücken, um mit Moreau und Jourdan, die jetzt rasch ins Herz von Deutschland eindrangen, in Verbindung zu kommen. Statt daher seinen Plan, Mantua zu entsetzen, aufzugeben, glaubte Wurmser im Gegentheil, die Zeit zu dessen Ausführung sey gekommen. Er führte daher seine Armee nicht nach Friaul, auf die Verbindungslinie mit Wien, zurück, sondern beging den großen Fehler, sich in die südlich gelegenen Pässe Italiens noch tiefer zu verwickeln, um mit geschwächten Kräften etwas zu beginnen, was er nicht hätte ausführen können, selbst wenn seine Armee doppelt so stark gewesen wäre, als die französische. Zufolge dieses schlecht berechneten Plans entsandte er die Division Mezaros gegen Verona,

wo Napoleon, wie wir gesehen haben, Kilmaine aufgestellt hatte, um die Belagerung, oder vielmehr die Blokade von Mantua zu decken. Mezaros verließ Wurmser bei Bassano an der Brenta, nahm seinen Weg in südwestlicher Richtung nach der Etsch und griff Kilmaine an, der unter dem Schutze der Festungswerke von Verona entschlossenen Widerstand leistete. Da der österreichische General sah, daß der Platz mittelst eines Handstreichs nicht zu nehmen sey, entschloß er sich, anderswo über die Etsch zu gehen, und traf bereits die hiezu nöthigen Anstalten, als er von Wurmser den dringendsten und bestimmtesten Befehl erhielt, unverzüglich wieder zu ihm zurückzukehren.

Sobald Buonaparte erfuhr, daß Wurmser sich abermals durch die Entsendung einer Division geschwächt hatte, erkannte er die Möglichkeit, den Feldmarschall selbst zu schlagen, ihn aus seiner Stellung von Bassano zu verdrängen und dadurch die Division Mezaros, die zu weit gegen Südwesten vorgerückt war, abzuschneiden und aufzureiben.

Sollte dieser Plan gelingen, so mußte er mit der äussersten Schnelligkeit ausgeführt werden, denn wenn Wurmser, vom Anmarsche Napoleons benachrichtigt, noch Zeit behielt, die Division Mezaros wieder an sich zu ziehen, so war er wieder so stark, daß man nicht hoffen konnte, ihn mit Erfolg anzugreifen. Von Trient bis Bassano sind es zwanzig

französische Meilen, und dieser Raum mußte auf äusserst schlechten Gebirgswegen in Zeit von höchstens zwei Tagen zurückgelegt seyn. Allein gerade unter solchen Umständen wußte Napoleon den Enthusiasmus seiner Soldaten aufs höchste zu steigern und dieselben zu den unglaublichsten Leistungen zu vermögen. Er verließ Trient den 6. September mit Tagesanbruch, und kam am Abend dieses Tages nach Borgo di Val Lugano, das zehn französische Meilen von Trient entfernt ist. Ein ähnlicher Gewaltmarsch von fünf Meilen und darüber brachte ihn den andern Tag bei guter Zeit nach Primolano, wo Wurmsers Vortrab sehr vortheilhaft aufgestellt war.

Durch den überraschenden und ungestümmen Angriff der Franzosen wurden alle Vortheile dieser Stellung besiegt. Drei französische Kolonnen durchbrachen die beiden Treffen der Oesterreicher, — die Reiterei schnitt ihnen auf der Hauptstraße den Rückzug nach Bassano ab; — kurz der österreichische Vortrab wurde gänzlich aufgerieben und mehr als 4000 Mann mußten das Gewehr strecken. Von Primolano rückten die Franzosen, alles, was sie vor sich fanden, niederwerfend, bis nach Cismone, einem Dorfe vor, wo ein Bach gleichen Namens in die Brenta fällt. Dort machten sie Halt, von Müdigkeit erschöpft, und in dieser Nacht hat wohl keine Schildwache in der ganzen Armee mehr Mangel gelitten

als Napoleon selbst, der ohne Gefolge, ohne Gepäcke sein Nachtquartier bezog', und gerne von einem gemeinen Soldaten ein Stück Brod annahm, woran der arme Teufel seinen General in der Folge, als er Kaiser geworden war, erinnerte.

Cismone liegt nur etwa vier Meilen von Bassano, und Wurmser vernahm mit Bestürzung, daß der französische General, von dem er glaubte, daß er schon tief in den Tyroler-Engnissen stecke, seinen Vortrab aufgerieben habe und jetzt seine eigene Hauptstellung bedrohe. In dieser Bestürzung hatte er an Mezaros den Befehl erlassen, mit seiner Division unverzüglich wieder zum Hauptheere zu stoßen. Allein es war schon zu spät; Mezaros stand in der Nacht vom 7. September vor Verona, in einer Entfernung von beinahe fünfzehn Meilen von Bassano, wohin die Franzosen jetzt von Cismone aus nur fünf Meilen hatten. Der entsandte General konnte mit der äußersten Anstrengung am 8. September nur bis Montebello kommen; an diesem Tage aber schien sich das Schicksal seines unglücklichen Obergenerals durch die Schlacht von Bassano entscheiden zu müssen. Und wirklich war auch der Sieg von Bassano so entscheidend, als irgend einer der frühern. Das Dorf Salagna wurde zuerst im Sturme genommen, worauf die französische Armee ihren Marsch durch die Pässe der Brenta weiter fortsetzte, um bei Bassano das Hauptkorps von Wurmser, das er daselbst

befehligte, anzugreifen. Augereau drang rechts, Massena links in die Stadt. Sie warfen Alles über den Haufen, nahmen das zur Vertheidigung der Brücke aufgestellte Geschütz trotz des Feuers der österreichischen Grenadiere, welche die Wache ihres Obergenerals und seines Generalstabs, die sich nun auf die Flucht begeben mußten, bildeten.

Der Feldmarschall selbst fiel mit der Kriegskasse den Franzosen beinahe in die Hände und ob er gleich für diesmal noch entkam, so wurden doch seine Truppen fast ganz aufgelöst. Sechstausend Oesterreicher streckten das Gewehr vor Buonaparte; Quasdanowich zog sich mit drei- bis viertausend Mann in nordöstlicher Richtung zurück, und erreichte das Friaul, während Wurmser selbst, da er es unmöglich fand, auf eine andere Weise zu entkommen, nach Vicenza in der entgegengesetzten Richtung floh und dort die zerstreuten Haufen, die ihm gefolgt waren, mit der Division Mezaros vereinigte. Als dieses geschehen war, hatte der bejahrte Marschall von den 60,000 Mann, mit denen er kaum eine Woche zuvor den Feldzug eröffnet hatte, noch etwa 19,000 Mann unter seinen Befehlen. Das Material seines Heeres, Geschütz und Gepäcke war verloren, — sein Rückzug nach den österreichischen Erblanden abgeschnitten, — die Blüthe seines Heeres vernichtet, aller Muth und alles Selbstvertrauen dahin; es gab für ihn, wie es schien, kein anderes Mittel, als sich

dem jungen Sieger zu ergeben, durch dessen Truppen er sich nicht wohl durchschlagen konnte. Allein das Schicksal selbst schien sich zuletzt dieses ehrwürdigen und tapfern Greises zu erbarmen; es vertagte nicht nur seinen Fall, sondern vergönnte ihm auch noch, einige flüchtige Lorbeeren zu pflücken. So pflegten die Priester der Vorzeit die Opferthiere mit Blumenkränzen zu schmücken, kurz vorher, ehe sie hingeopfert wurden.

Von Gefahren umringt, von jedem Rückzugspunkte abgeschnitten, faßte Wurmser den mannhaften Entschluß, sich mit dem Reste seiner Truppen nach Mantua zu werfen, und das Schicksal dieser belagerten Stadt, die er vergeblich zu entsetzen gesucht hatte, zu theilen. Um aber diesen Entschluß auszuführen, mußte man über die Etsch gehen, und man wußte nicht recht, wie dies anzufangen sey. Verona, ein Uebergangspunkt, war durch Kilmaine vertheidigt, der bereits die Division Mezaros zurückgetrieben hatte. Legnago, wo sich eine Brücke befand, war ebenfalls von den Franzosen besetzt, und Wurmser hatte seine Schiffbrücke in der Schlacht von Bassano verloren. Bei dem Dorfe Albarado befand sich jedoch eine Fähre, mit der zwar ein noch so beträchtliches Korps nicht in der Eile seinen Uebergang bewerkstelligen konnte, deren sich aber Wurmser doch bediente, um zwei Schwadronen auf das jenseitige Ufer zu schicken,

mit

mit dem Auftrage, die Blokade von Mantua zu rekognosciren und zu untersuchen, wie man in die Festung kommen könne. Diese Vorsichtsmaßregel rettete für den Augenblick den Feldmarschall und den Rest seines Heeres.

Das Glück, das im Kriege überall eine so große Rolle spielt, fügte es, daß Kilmaine aus Besorgniß, Wurmser möchte bei Verona einen Uebergang durchzusetzen versuchen, um einer so bedeutenden Macht besser zu widerstehen, den Befehl gegeben hatte, daß die 400 Mann, welche die Brücke zu Legnago besetzt hielten, nach Verona abrücken und in ihrem bisherigen Posten durch eine eben so starke Abtheilung von dem Blokadekorps von Mantua ersetzt werden sollten. Der erste Theil dieses Befehls war befolgt worden und die Garnison von Legnago bereits auf dem Marsche nach Verona; allein die Ablösungsmannschaft war zwar auf dem Wege nach Legnago, aber noch nicht daselbst eingetroffen. Die österreichische Reiterei, die bei Albarado übergegangen war, traf auf dieses Korps, nahe bei Mantua, griff es muthig an und machte einen großen Theil desselben nieder. Der Chef des französischen Bataillons, durch diese Erscheinung verblüfft, folgerte daraus, daß die ganze österreichische Armee bereits auf dem rechten Ufer der Etsch seyn und er daher nothwendig abgeschnitten werden müsse, wenn er

seinen Marsch nach Legnago fortsetze. So blieb dieser Uebergangspunkt ohne alle Vertheidigung, und Wurmser, von diesem so unerwarteten und günstigen Umstande benachrichtigt, säumte nicht, sich des Dorfes und der Brücke zu versichern.

Buonaparte, der indessen in der Verfolgung des geschlagenen Feindes von Bassano bis nach Arogela kommen war, erfuhr in letzterem Orte, daß Wurmser noch in Legnago verweile, vielleicht, um seinen erschöpften Truppen einige Ruhe zu gönnen, vielleicht auch, um zu sehen, ob er nicht jetzt noch den französischen Divisionen, von denen er umringt war, entschlüpfen, und durch einen schnellen Rückmarsch nach Padua die Verbindung mit den Erblanden wieder gewinnen könnte, statt sich in Mantua einzuschließen. Buonaparte beeilte sich, diese Augenblicke der Unschlüssigkeit zu benutzen. Augereau mußte auf der Straße von Padua nach Legnago marschiren, so daß Wurmser sich schlechterdings nicht mehr in dieser Richtung zurückziehen konnte; Massena dagegen erhielt die Weisung, mit seiner Division bei Ronco mittelst einer Fähre über die Etsch zu gehen, um den General Kilmaine zu verstärken, der bereits den kleinen Bach Molinella, zwischen Legnago und Mantua, besetzt hatte. Wenn diese Stellung behauptet wurde, so glaubte man, daß der österreichische General, in der Unmöglichkeit, Mantua zu erreichen oder bei Legnago Stand zu

halten, sich jetzt noch mit seiner Armee würde übergeben müssen.

Am 12. September trat Wurmser seinen Marsch an. Er fand den ersten Widerstand bei Corea, wo Murat und Pigeon ihre Truppen vereinigt hatten. Allein Wurmser traf seine Anordnungen und griff mit einer so unwiderstehlichen Wuth an, daß der Feind zerstiebte, und ihm das Dorf überließ. In der Hitze des Gefechtes, und gerade in dem Augenblick, als die Franzosen wichen, kam Buonaparte nach Corea, um selbst nachzusehen, welche Anstalten man getroffen habe, um Wurmsern den Rückzug abzuschneiden; er hatte es aber nur der Schnelligkeit seines Pferdes zu verdanken, daß er nicht in die Hände des Generals fiel, dessen völligen Untergang herbeizuführen er beflissen war. Wurmser kam wenige Minuten nachher auf denselben Fleck, und gab Befehl, ihn in allen Richtungen zu verfolgen, jedoch mit der ausdrücklichen Weisung, den französischen General wo möglich lebendig einzufangen, — ein merkwürdiger Umstand, der den österreichischen General ermächtigte, über das Loos desjenigen zu verfügen, von dem vorher und nachher sein eigenes Schicksal abhing.

Nachdem ihm diese köstliche Beute entgangen war, setzte Wurmser seinen Marsch die ganze Nacht fort; von der Heerstraße ablenkend, die ihm durch das

Blokadekorps versperrt war, gelang es ihm, sich bei dem Dorfe Villa Impenta einer Brücke über die Molinella zu bemächtigen und dadurch die Truppen von Kilmaine zu vermeiden. Eine Abtheilung französischer Reiterei, die man ihm nachgeschickt hatte, um seinen Marsch aufzuhalten, wurde von der österreichischen Reiterei zusammengehauen. Am 14. September erhielt Wurmser einen ähnlichen Vortheil bei Castel-Dui, wo seine Kürassiere eine Abtheilung französischer Infanterie niedermachten. Nachdem er sich solchergestalt die Verbindung mit Mantua eröffnet hatte, bezog er zwischen der Vorstadt St. George und der Citadelle ein Lager, um in Verbindung mit dem platten Lande zu bleiben und Lebensmittel und Fourage aufzutreiben.

Allein Buonaparte war gar nicht gesonnen, ihn in einer so bequemen Stellung ungestört zu lassen. Nachdem er ein österreichisches Korps, das in Porto Legnago zurückgelassen worden, in Empfang genommen und noch manche Trümmer von Wurmsers Armee, die auf dem schnellen Marsche zurückgeblieben waren, wie Aehren auf einem Erntefeld aufgelesen hatte, beschloß er noch einmal sich des Seraglio, der Insel, auf welcher Mantua erbaut ist, zu bemächtigen, und die Besatzung in die Wälle der Festung einzuschließen. Am 15. September nahmen die Franzosen nach einem sehr hitzigen und blutigen Gefechte Besitz von der Vorstadt St. George

und von der Citadelle La Favorite, worauf es noch zu vielen heftigen Angriffen und Ausfällen kam, die, so tapfer auch die Oesterreicher fochten, doch zu ihrem Nachtheile ausschlugen, so daß sie zuletzt sich auf die Festung und das Schloß beschränken mußten.

Und nun sollten sie den Krieg in einer weit gräßlicheren Gestalt sehen, als selbst auf dem offenen Felde. Als Wurmser sich nach Mantua warf, mochte die Besatzung auf etwa 26,000 Mann ansteigen; aber noch vor der Mitte des Oktobers war nicht über die Hälfte davon dienstfähig. Ungefähr 9,000 Mann lagen krank in den Spitälern, — ansteckende Krankheiten, Entbehrungen aller Art, die ungesunde Luft in dieser sumpfigten, von Seen umschlossenen Gegend hatte die übrigen aufgerieben. Auch die Franzosen hatten viele Leute verloren; aber die Sieger konnten doch ihre Siege herzählen, und darüber den Preis vergessen, um den sie erkauft worden.

Es war gewiß für den Nationalstolz sehr schmeichelhaft und gewissermaßen eine Entschädigung für so manchen Verlust, daß der Kriegsminister, als er Marmont, einen der damaligen Adjutanten Napoleons, der die dem Feinde abgenommenen Fahnen und Standarten überbrachte, dem Directorium vorstellte, in seiner Rede an dieses mit Recht sagen konnte: „Im Laufe eines einzigen Feldzugs ist Ita-

lien erobert, — sind drei starke Armeen gänzlich aufgerieben, — mehr als fünfzig feindliche Fahnen genommen worden, — 40,000 Oesterreicher haben das Gewehr strecken müssen, und, was gewiß nicht übersehen werden darf, alles dieses ist das Werk einer Armee von nicht mehr als 30,000 Franzosen und eines Generals, der kaum sechsundzwanzig Jahre alt ist."

Zweites Kapitel.

Korsika wird wieder mit Frankreich vereinigt. — Kritische Lage Buonaparte's in Italien in diesem Zeitpunkte. — Der österreichische General Alvinzi erhält den Befehl über ein neues Heer. — Verschiedene Gefechte ohne ein bedeutendes Resultat. — Mangel an Einverständniß zwischen den österreichischen Generalen. — Die französische Armee fängt an zu murren. — Erste Schlacht bei Arcola. — Napoleon in persönlicher Gefahr. — Kein entscheidendes Resultat. — Zweite Schlacht von Arcola. — Die Franzosen siegen. — Abermaliges Mißverständniß zwischen den österreichischen Generalen. — Allgemeine Uebersicht der militärischen und politischen Angelegenheiten nach dem Schlusse des vierten italienischen Feldzugs. — Oesterreich beginnt einen fünften Feldzug, hat sich aber durch die Erfahrung nicht belehren lassen. — Schlacht bei Rivoli und Sieg der Franzosen. — Fernerer Sieg bei La Favorite. — Die Franzosen gewinnen das verlorne Terrain in Italien wieder. — Uebergabe von Mantua. — Beispiele von Napoleons Edelmuth.

Um diese Zeit fand die Wiedervereinigung von Korsika mit Frankreich Statt. Buonaparte trug zu die-

ser Veränderung der politischen Verhältnisse seines Geburtslandes mittelbar durch das stolze Gefühl bei, das er durch seine glänzenden Thaten in seinen Landsleuten nothwendig erwecken mußte, aber auch auf eine unmittelbare Weise dadurch, daß er sich der Stadt und des Hafens von Livorno versicherte und denjenigen Korsikanern, die durch die englische Parthei aus ihrem Vaterlande vertrieben worden waren, wieder zur Rückkehr dahin verhalf. Er vermeldete dieses dem Direktorium mit dem Zusatze, daß er den Bürger Gentili, den angesehensten Anhänger der Franzosen, einstweilen zum Gouverneur der Insel bestellt habe, und daß auch Salicetti dahin abgehen werde, um andere nöthige Anstalten daselbst zu treffen. Diese Meldung ist in einem frostigen Tone abgefaßt, und Napoleon läßt sich durch die Liebe zu seiner Heimath *) nicht verleiten das Direktorium auf die Wichtigkeit

*) Wir haben gesagt, Buonaparte habe nach seiner Erhebung sich nicht viel aus seinem Geburtslande gemacht und darum auch die Zuneigung der Einwohner eben nicht sehr besessen. In seinen auf St. Helena verfaßten Memoiren gibt er aber eine kurze geographische und historische Beschreibung von Korsika, und macht mehrere Vorschläge, welche die Beförderung der Civilisation unter seinen Landsleuten betreffen; — einen dieser Vorschläge, der dahin geht, die Korsikaner, die stets in Waffen sind, zur Ablegung derselben zu nöthigen, mag zweckmäßig seyn, ist aber vielleicht nicht ausführbar, wenigstens mit großen Schwierigkeiten verbunden. Wenn er aber an einer andern Stelle sagt: „die Krone von Korsika müsse durch die temporäre Verbindung dieser Insel mit Groß-

dieser Erwerbung aufmerksam zu machen, obgleich diese Behörde in der Folge gar sehr darüber frohlockte. Allein er war durch sein Geschick auf eine viel zu hohe Stufe berufen, als daß er großen Werth auf sein unberühmtes Geburtsland hätte legen können. Er glich dem jungen Löwen, der, während er Jäger zerreißt und Heerden erwürgt, nicht der Waldhöhle gedenkt, wo er zuerst das Tageslicht erblickt hat.

Uebrigens war die Lage Napoleons damals bei allem Glanze doch sehr kritisch und mußte alle seine Gedanken in Anspruch nehmen. Mantua hielt sich noch, und es schien nicht, daß es sich sobald ergeben werde. Wurmser hatte ungefähr drei Viertel seiner Kavalleriepferde schlachten und einsalzen lassen, und dadurch die Mundvorräthe seiner Besatzung bedeutend vermehrt. Sein Muth und seine Entschlossenheit waren erprobt, und da er nun im Falle war, eine Festung nach den gewöhnlichen Regeln der Kunst, die er vollkommen verstand, zu vertheidigen, so lief er nicht Gefahr, durch das neue taktische System, das ihm in offenem Felde so verderblich geworden war, übervortheilt und zu Grunde manövrirt zu werden.

---

britannien überrascht worden seyn, in den Besitz eines Nachfolgers von Fingal zu kommen, so ist dies eine etwas sonderbare Bemerkung, und nicht viel witziger, als wenn man sagen wollte, das Diadem von Frankreich und die eiserne Krone von Italien hätten gestaunt, als sie auf dem Haupt eines emporgestiegenen korsischen Soldaten zusammentrafen.

Während solchergestalt das letzte Unterpfand der österreichischen Herrschaft in Italien sich in sichern Händen befand, waren der Kaiser und seine Minister eifrig darauf bedacht, zur Wiedereroberung der italienischen Erbstaaten neue Anstrengungen zu machen. Die Niederlagen von Jourdan und der Rückzug von Moreau hatten den Kaiserlichen freiere Hände verschafft und sie in den Stand gesetzt, durch starke Aushebungen in dem kriegerischen Illyrien und durch Contingente, die von der Rheinarmee gestellt wurden, eine neue Armee zum Behuf der Wiedereroberung der italienischen Provinzen und des Entsatzes von Mantua ins Feld zu stellen. Auf Befehl des Hofkriegsraths wurden zwei Armeen an der italienischen Grenze zusammengezogen, eine im Friaul, wohin sich Quasdonowich nach der Schlacht von Bassano zurückgezogen hatte, die andere im Tyrol. Beide sollten gemeinschaftlich operiren und von Alvinzi befehligt werden, einem General von hohem und, wie man damals glaubte, wohlverdientem Rufe.

So sollte Napoleon zum vierten Mal um denselben Preis auf demselben Boden mit neuen, von demselben Feinde entwickelten Streitkräften kämpfen. Er hatte jedoch auch Verstärkungen aus Frankreich, und zwar zwölf Bataillons von den Truppen, die früher in der Vendée gedient hatten, erhalten. Die Armee war in dem eroberten reichen Lande gut gekleidet, verpflegt und mit Allem gehörig versehen

worden, und hing mit Begeisterung an dem Feldherrn, der sie von den unwirthsamen Alpen in dieses gelobte Land geführt und ihre Leistungen so geschickt geleitet hatte, daß ihr unter seiner Führung bis jetzt Alles gelungen war.

Napoleon hatte auch die guten Wünsche, wenn auch nicht aller Italiener, doch eines großen Theils derselben, besonders in der Lombardei, für sich; Freunde und Feinde glaubten unbedingt an seinen Glücksstern. Früher, als Wurmser noch im Felde stand, war dies nicht der Fall gewesen; damals hatten die Nachrichten von dem Vorrücken der Oesterreicher an manchen Orten Aufstände gegen die Franzosen und überall die Offenbarung feindlicher Gesinnungen gegen dieselben veranlaßt. Jetzt aber, wo jedermann den Sieg Napoleons voraussagte, verhielten sich die Anhänger Oesterreichs ruhig, und die zahlreiche Klasse derjenigen, die in solchen Fällen es mit dem gewinnenden Theil halten wollen, gab durch ihre Aeußerungen zu Gunsten der Franzosen den wirklichen Freunden Frankreichs ein neues Gewicht. Es scheint jedoch, die Siegesgöttin habe, gleichsam darüber erzürnt, daß Sterbliche ihre Launen berechnen wollten, sich vorgenommen, selbst ihren größten Liebling diesmal etwas spröder zu behandeln, als vordem, und ihn zu größeren Anstrengungen zu nöthigen, als selbst zu der Zeit, wo die Würfel ihm ungünstiger waren.

Davidowich befehligte das österreichische Korps

im Tyrol, das zum Theil aus der trefflichen Miliz dieses kriegerischen Landes bestand. Es hielt nicht schwer, diese Landwehrmänner zu einem Zug nach Italien zu bereden, zumal da sie überzeugt waren, daß ihre Nationalunabhängigkeit in Gefahr sey, wenn die Franzosen im Besitze der Lombardei bleiben sollten. Buonaparte hatte seinerseits den General Vaubois in den Pässen an der Lavisa, oberhalb Trient, aufgestellt, um diese neue Besitzung der französischen Republik zu decken, und Davidowich im Zaume zu halten. Es war der Plan von Alvinzi, vom Friaul aus sich Vicenza zu nähern, und sich dort mit Davidowich, der an der Etsch herabziehen sollte, zu vereinigen. Er wollte dann mit seiner gesammten Macht nach Mantua, dem steten Ziele der blutigsten Kämpfe vorrücken. Im Anfang des Oktobers 1796 trat er seinen Marsch an.

Sobald Buonaparte dies erfuhr, erließ er den Befehl an Vaubois, Davidowich anzugreifen, — an Massena, gegen Bassano an der Brenta vorzurücken, und dort dem österreichischen Obergeneral die Spitze zu bieten.

Beide Maßregeln schlugen fehl.

Vaubois griff zwar an, aber mit so schlechtem Erfolg, daß er nach einem zweitägigen Gefechte vor den Oesterreichern weichen, die Stadt Trient räumen und sich in die bereits von uns bezeichnete feste Stellung von Calliano zurückziehen mußte. Da

er es größtentheils mit Tyrolern zu thun hatte, die sich auf den Gebirgskrieg gar sehr verstehen, so sah sich Vaubois genöthigt, diese fast unüberwindliche Stellung zu verlassen, und sein Gegner, der jetzt auf dem rechten Ufer der Etsch hinab zog, schien gegen Montebalto und Rivoli manövriren und dadurch die Verbindung mit Alvinzi eröffnen zu wollen.

Auf der andern Seite hatte Massena, der sich in kein Gefecht einließ, zwar keinen Verlust erlitten, aber bei Annäherung der überlegenen Macht von Alvinzi Bassano räumen und dem Feind das Thal der Brenta überlassen müssen. Buonaparte fand sich dadurch bewogen, mit der Division Augereau aufzubrechen, und dem österreichischen Obergeneral eine Schlacht zu liefern, um ihn an die Piave zurückzuwerfen, ehe noch Davidowich eintreffen konnte. Allein er fand einen ungemeinen Widerstand, und mitten unter Klagen über die Witterung, über Unfälle und Mißgriffe aller Art, eignet er sich in seinem ersten Gefechte mit Alvinzi den Sieg nur in sehr unbestimmten Ausdrücken zu. Er hatte offenbar einen verzweifelten, aber mißlungenen Versuch gemacht, den österreichischen General aus Bassano zu vertreiben, und sich nach Vicenza zurückziehen müssen. Es ist ferner klar, daß Buonaparte selbst einsah, wie dieser Rückzug mit seinem angeblichen Siege sich nicht recht vertrage. Er sagt auch auf eine naive Weise, die Einwohner von Vicenza seyen er=

staunt gewesen, als die Franzosen, deren Sieg am vorigen Tage sie gesehen hatten, sich wieder durch Vicenza zurückzogen. Sie hätten allerdings Grund gehabt, darüber zu erstaunen, wenn sie von dem Siege der Franzosen so überzeugt gewesen wären, als Buonaparte angibt. Die Wahrheit ist, daß Buonaparte, in der Ueberzeugung, der geschlagene Vaubois müsse unterliegen, wenn er nicht unterstützt werde, sich beeilte, ihm entgegen zu gehen und dadurch Hülfe zu bringen. Durch seine eigene rückgängige Bewegung bis Verona gab er indessen das ganze Land zwischen der Brenta und der Etsch den Oesterreichern Preis; und wer die Geschichte dieses Feldzugs liest, wird auch nicht begreifen, warum Davidowich und Alvinzi, die doch kein französisches Korps zwischen sich hatten, nicht sogleich ihre Operationen auf eine gemeinschaftliche Basis gegründet haben. Allein es war der Hauptfehler der österreichischen Taktiker während des ganzen Krieges, daß sie die Verbindung zwischen ihren getrennten Divisionen, und die Zusammenziehung derselben zum Behuf eines gemeinschaftlichen Zweckes, durch welche der glückliche Erfolg eines Feldzugs so sehr bedingt ist, vernachläßigten. Vor Allem aber kannten die österreichischen Generale, wie Buonaparte selbst bemerkt, in ihren Kriegsunternehmungen den Werth der Zeit nicht.

Nachdem Napoleon seinen Rückzug nach Verona

bewerkstelligt hatte, wo er mittelst der Brücke nach Gefallen die Offensive wieder ergreifen oder in einer Stellung hinter der Etsch den Feind erwarten konnte, nahm er sofort die Stellungen von Rivoli und Corona, wohin die von Davidowich geschlagenen Truppen sich zurückgezogen hatten, in Augenschein.

Diese Truppen erschienen vor ihm mit niedergeschlagenen Blicken, und Napoleon machte ihnen Vorwürfe wegen ihres Betragens. „Ich bin mit Euch unzufrieden,“ sagte er; „Ihr habt weder Kriegszucht, noch Ausdauer, noch Tapferkeit bewiesen. Ihr habt Euch aus Stellungen vertreiben lassen, in denen eine Handvoll tapferer Männer eine ganze Armee hätte aufhalten können. Ihr seyd nicht länger französische Soldaten; man schreibe auf Eure Fahnen: „„Sie gehören nicht zu der Armee von Italien!““ Thränen des Kummers und der Beschämung erwiederten diese Rede — aber selbst die Regeln der Kriegszucht konnten den Ausbruch eines tief verletzten Gefühls nicht ganz verhindern; mehrere Grenadiere, die sich in frühern Gelegenheiten Ehrenzeichen verdient hatten, riefen aus dem Glied: „General, wir werden verkannt; stellen Sie uns in das vorderste Treffen, und Sie sollen sehen, ob wir zur italienischen Armee gehören oder nicht!“ Buonaparte, der nun die bezweckte Wirkung hervorgebracht hatte, sprach hierauf in einem mildern Tone zu ihnen, und die Regimenter, die einen so stren-

gen Verweis erhalten hatten, benahmen sich in dem übrigen Theile des Feldzugs ganz vortrefflich.

Während Napoleon rastlos beschäftigt war, seine Truppen auf dem rechten Ufer der Etsch zusammenzuziehen, und sie mit seinem eigenen Unternehmungsgeiste zu beseelen, hatte Alvinzi seine Stellung auf dem linken Ufer, Vero gegenüber, genommen. Seine Armee hielt die sogenannten Höhen von Caldiero besetzt, auf deren linker Seite und etwas rückwärts das kleine Dorf Arcola zwischen Sümpfen liegt, die den Fuß dieser Anhöhen umfassen. Hier hatte sich der österreichische Obergeneral hingestellt, wahrscheinlich um abzuwarten, bis Davidowich am rechten Ufer der Etsch herabkomme, die Stellung des französischen Generals auf diesem Ufer bedrohen, und ihm (Alvinzi) Gelegenheit geben würde, seinen Uebergang zu erzwingen.

Buonaparte beschloß in der ihm eigenen raschen Weise den österreichischen Feldherrn noch vor der Ankunft von Davidowich aus seiner Stellung von Caldiero zu vertreiben. Allein auch diesmal war ihm das Glück nicht hold. Eine starke französische Division unter Massena griff die Höhen während eines Platzregens an, konnte aber, ungeachtet aller Anstrengungen doch nichts ausrichten, und der französische General mußte, um diese Schlappe zu beschönigen, wie er bei allen Unfällen zu thun gewohnt war, auf die Elemente schelten.

Die Lage der Franzosen wurde kritisch, und, was noch schlimmer war, die Soldaten merkten es. Sie klagten, daß sie die Last des Krieges allein tragen, eine Armee nach der andern bekämpfen und zuletzt unter den stets wiederholten, unermüdlichen Anstrengungen der Oesterreicher erliegen müßten. Buonaparte suchte diese Klagen, so gut er konnte, zu beschwichtigen, und versprach, daß die Eroberung von Italien durch die Niederlage dieses Alvinzi in der kürzesten Zeit besiegelt werden solle; er nahm auch die ganze Kraft seines Genies zusammen, um ein entscheidendes Gefecht, herbeizuführen, worin er von seinen eigenen Talenten und dem durch so viele Siege gestählten Muthe seiner Armee, troß aller Ueberlegenheit des Feindes, den Sieg erwartete. Allein es war keine leichte Aufgabe, eine Angriffsweise zu ersinnen, die auch nur einige Hoffnung eines glücklichen Erfolges gab. Ging er in nördlicher Richtung auf dem rechten Etschufer vorwärts, um Davidowich aufzusuchen und zu vernichten, so mußte er seine Linie an der Etsch schwächen, und Alvinzi konnte sodann einen Uebergang erzwingen und Mantua entsetzen. Daß aber die Höhen von Caldiero, welche die österreichische Hauptmacht besetzt hatte, unangreifbar seyen, war bereits durch eine traurige Erfahrung bewiesen.

In dieser Verlegenheit gerieth der französische

General

General auf den kühnen Gedanken, daß die Stellung von Caldiero, obschon sie nicht im Sturm genommen, doch umgangen werden könnte, und daß er durch die Besetzung des Dorfes Arcola, welches links und im Rücken von Caldiero liegt, die Oesterreicher zwingen könnte, unter ungünstigen Umständen zu fechten. Allein der Gedanke, Arcola anzugreifen, war in seiner Art so einzig, daß ausser Napoleon wohl kein anderer General darauf gekommen seyn würde.

Arcola liegt an dem kleinen Bache Alpon, der sich durch wüste, in verschiedenen Richtungen von Dämmen und Gräben durchschnittene Sümpfe in die Etsch ergießt. Im Falle eines mißlungenen Angriffs konnten die Angreifenden hier leicht aufgerieben werden. Schlug man von Verona aus den Weg von Arcola ein, so wurde Alvinzi und seine ganze Armee dadurch aufmerksam gemacht; Geheimniß und Schnelligkeit aber sind die Seele jeder Unternehmung. Doch alle diese Schwierigkeiten wurden durch das Genie Napoleons beseitigt.

Man muß sich erinnern, daß Verona auf dem linken Ufer der Etsch liegt, auf demselben Ufer, wo sich auch das von Buonaparte gewählte Operationsobjekt befand. Bei einbrechender Nacht standen alle Truppen in Verona unter dem Gewehr; Buonaparte

ließ eine Besatzung von 1500 Mann unter Kilmaine zurück, mit dem Befehl, die Thore zu schließen und zu verhindern, daß der Feind von der nächtlichen Unternehmung Kenntniß erhalte. Nachdem dies geschehen war, trat er seinen Marsch zuerst rückwärts, in der Richtung von Peschiera, an, was zu beweisen schien, daß er auf die Eroberung von Mantua verzichte und vielleicht ganz Italien zu verlassen gesonnen sey. Die Stille, mit welcher marschirt wurde, die Beseitigung alles Lärms, der bei den Franzosen sonst einer Schlacht voranging, und der entmuthigende Stand der Dinge deuteten auf einen ähnlichen Ausgang. Nachdem aber die Truppen eine kurze Strecke in dieser Richtung zurückgelegt hatten, mußten die Kolonnenspitzen links und von der Rückzugslinie abschwenken und an der Etsch bis nach Ronco hinabziehen, wo sie noch vor Tagesanbruch ankamen. Hier war bereits eine Brücke geschlagen, über die sie auf das jenseitige Ufer gingen, wo auch Arcola etwas unterhalb der Höhen von Caldiero liegt.

Es führen drei Kunststraßen durch den Sumpf von Arcola, die von eben so vielen Kolonnen gefaßt wurden. Die mittlere Kolonne rückte auf der nach dem Dorfe Arcola führenden Straße vor. Die Dämme und Straßen waren nicht besetzt; das Dorf und die Brücke aber durch zwei Bataillons Kroaten und zwei Kanonen, welche die Straße bestrichen, vertheidigt. Diese empfingen die französische Kolonne

mit einem so heftigen und umfassenden Feuer, daß sie in Unordnung zurückwich. Augereau drang mit seinen besten Grenadieren vorwärts auf die Brücke, von wo sie jedoch durch das mörderische Feuer auf ihr Hauptkorps zurückgeworfen wurden.

Alvinzi, der das Ganze nur für ein Vorpostengefecht hielt, sandte einige Truppen nach dem Sumpfe ab, um die Dämme und Straßen, die durch denselben führen, von den Franzosen zu reinigen. Jene stutzten nicht wenig, als sie so starke feindliche Infanteriekolonnen vor sich sahen, setzten aber dem ungeachtet das Gefecht mit ungeschwächtem Muthe fort. Nach dem Plane Napoleons mußte Arcola durchaus genommen werden; aber das Feuer war schrecklich. Um nun seine Soldaten zu einer letzten Anstrengung zu ermuthigen, ergriff er eine Fahne und pflanzte sie mit eigener Hand auf der Brücke auf. In diesem Augenblicke erhielten die Oesterreicher Verstärkung, und das Feuer wurde mörderischer, als je. Erst wichen die Hintersten, und als diese sich nicht mehr unterstüzt sahen, auch die Vordersten. Doch wollten sie ihren General nicht im Stiche lassen und trugen ihn auf ihren Händen auf dem mit Todten und Sterbenden bedeckten Wege durch das Feuer und den Rauch zurück. In der Verwirrung gerieth er zulezt in den Sumpf; schon waren die Oesterreicher zwischen ihm und seinen Trup-

pen, und er wäre nothwendig getödtet oder gefangen worden, wenn nicht die Grenadiere die Gefahr, in der er schwebte, bemerkt hätten. Sofort erhob sich das Geschrei: „Vorwärts! vorwärts! rettet den General!“ Die Liebe zu ihm that mehr, als seine Befehle und selbst sein Beispiel vermocht hatten. Sie griffen nochmals an und vertrieben die Oesterreicher endlich aus dem Dorfe, aber nicht eher, als bis ein französisches Korps unter General Guieux die Stellung umgangen und im Rücken genommen hatte. Diese Hülfstruppen waren mittelst der Fähre von Alborado über die Etsch gekommen, und die Franzosen blieben endlich im Besitze des lang bestrittenen Dorfes. Es war für den Augenblick ein höchst wichtiger Punkt, der es dem französischen Feldherrn erlaubte, wenn die Oesterreicher in ihrer Stellung blieben, auf ihre Verbindungslinien mit der Brenta zu wirken, sich zwischen Alvinzi und seine Reserven zu stellen und seinen Artilleriepark aufzuheben. Allein der österreichische Feldmarschall entging noch zur rechten Zeit dieser Gefahr.

Alvinzi hatte nicht sobald erfahren, daß eine starke französische Division sich in seinem Rücken befinde, als er, ohne ihr Zeit zu ferneren Operationen zu lassen, sogleich aufbrach und die Stellung von Cadiero durch einen wohl geordneten Rückzug räumte. Buonaparte mußte zu seinem Aerger sehen, wie die Oesterreicher dieses Manöver mittelst einer Brücke über den Alpon ausführten, die er hatte besetzen

wollen, um ihren Rückzug, wo nicht unmöglich, so doch sehr verderblich für sie zu machen. Wie jetzt die Sachen standen, verlor das Dorf von Arcola seine Bedeutung, da es nach dem Rückzug von Alvinzi nicht mehr im Rücken, sondern vor der Fronte des Feindes lag.

Buonaparte erinnerte sich, daß er sowohl auf dem rechten, als auf dem linken Ufer der Etsch Feinde habe, und daß Davidowich den General Vaubois noch einmal werfen könne, da er zu weit von ihm entfernt war, um ihm beistehen zu können. Er räumte daher Arcola und das zunächst dabei liegende Dorf Porcil, zog sich wieder nach Ronco und über die Etsch zurück, und ließ nur zwei Halbbrigaden auf dem linken Ufer stehen.

Die erste Schlacht von Arcola, merkwürdig durch die Hartnäckigkeit, mit der auf beiden Seiten gefochten wurde, und durch den Verlust so vieler tapfern Offiziere und Soldaten, führte sonach zu keinem entscheidenden Resultate. Doch hatte sie dem österreichischen Feldmarschall in etwas die Lust benommen, gegen Verona zu operiren, und die Vereinigung der österreichischen Hauptarmee mit der vom Tyrol weiter hinausgeschoben; sie hatte aber vorzüglich das Talent des französischen Generals und die Tapferkeit seiner Truppen in einem furchtbaren Lichte gezeigt, und letzteren ihr altes Selbstvertrauen wieder gegeben.

Buonaparte blieb bis den andern Tag um fünf Uhr bei Ronco stehen, wo er erfuhr, daß Davidowich sich in seiner alten Stellung ruhig verhalte, daß für Vaubois nichts zu fürchten sey, und daß er daher mit aller Sicherheit gegen Alvinzi operiren könne. Dies war um so leichter (16. November), weil der österreichische Feldherr, nicht wissend, daß Buonaparte bei Ronco Halt gemacht hatte, und in der Meinung er sey mit der Zusammenziehung seiner Truppen in einer Mantua näher gelegenen Stellung beschäftigt, — sich beeilte über seinen Nachtrab herzufallen, den er bei der Fähre zu finden glaubte. Buonaparte ersparte ihm die Mühe, näher an die Etsch heranzukommen, indem er selbst auf das jenseitige Ufer zurückging und mit seinen Kolonnen nochmals auf den Dämmen und Straßen, die den Sumpf von Arcola durchschneiden, vorrückte. Auf einem Boden, wo die Kolonnen sich eben nur so weit entwickeln konnten, als es die Breite der Straßen zuließ, hatten die sieggewohnten französischen Soldaten großen Vortheil über die österreichischen Neulinge; denn so zahlreich diese auch seyn mochten, so hing doch in diesem Falle der Sieg von der persönlichen Ueberlegenheit derjenigen ab, welche die Spitzen der Kolonnen bildeten. Die Franzosen hatten daher anfangs den Vortheil, und trieben die Oesterreicher nach dem Dorfe Arcola zurück; allein hier lag wieder, wie am vorigen Tage, die Stärke

ihrer Stellung, die Alvinzi mit der äußersten Hartnäckigkeit vertheidigte.

Nach mehreren fruchtlosen Frontalangriffen auf eine so feste Stellung versuchte Napoleon dieselbe mittelst eines Uebergangs über den Alpon, zunächst bei seiner Einmündung in die Etsch, zu umgehen. Er ließ zum Behuf des Uebergangs Faschinen in diesen Bach legen, aber ohne Erfolg, und die Nacht kam heran, ohne daß etwas Wesentliches entschieden worden wäre. Beide Theile zogen ab: die Franzosen nach Ronco, wo sie wieder über die Etsch gingen, — die Oesterreicher in eine Stellung hinter dem Dorfe Arcola, das sie so standhaft behauptet hatten.

Die Schlacht vom 16. November war den Franzosen in sofern günstig, als die Oesterreicher zurückgetrieben und ihnen gleich anfangs viele Gefangene abgenommen hatten; allein auch ihr Verlust war sehr bedeutend, und obgleich Napoleon den Tag über Boden gewonnen hatte, so hielt er es doch für gerathen, in der Nacht wieder in seine Stellung zurückzukehren, damit nicht Davidowich Vaubois schlagen und dann entweder Mantua entsetzen, oder nach Verona marschiren könnte. Am 17. sollte mehr entschieden werden.

Das Schlachtfeld und die Einleitungs-Manövers waren ungefähr dieselben wie am vorigen Tage; doch hatten die Franzosen den Unfall, daß einer der

Kähne von ihrer Schiffbrücke untersank. Die Oesterreicher gingen sogleich auf die auf dem linken Ufer zur Deckung der Brücke aufgestellte Halbbrigade los; nachdem aber die Franzosen die Brücke wieder hergestellt hatten, rückten sie hinwiederum auch vor, und zwangen die Oesterreicher, sich nach dem Sumpfe zurückzuziehen. Massena richtete seinen Angriff auf Porcil, General Robert drang gegen Arcola vor; allein Buonaparte wollte vorzüglich an dem Punkte, wo er über den Alpon zu gehen gedachte, sich einer entscheidenden Ueberlegenheit versichern, und verband zu diesem Behuf die List mit der Kühnheit. Als er bemerkte, daß eine seiner Angriffskolonnen, die zurückgeschlagen worden war, sich auf dem Dammwege zurückzog, stellte er das zweiunddreißigste Regiment hinter das Dickicht von Weiden zunächst dem Bache ins Versteck, wo es den nachsetzenden Feind mit einem ganz in der Nähe angebrachten mörderischen Feuer begrüßte und dann sogleich mit dem Bajonett auf denselben eindrang, so daß eine Kolonne von ungefähr 3000 Kroaten in der Flanke gefaßt und in den Sumpf getrieben wurde, wo die meisten von ihnen umkamen.

Und jetzt, wo der Feind durch den vielfachen Verlust, den er erlitten, bedeutend geschwächt und sein Muth nothwendig gebrochen war, glaubte Napoleon seine Operationen nicht länger auf die Dämme beschränken, sondern auch auf den festen und trocke-

nen Boden jenseits des Alpon ausdehnen zu müssen. Er ging auf einer in der Nacht zu diesem Zwecke angefertigten provisorischen Brücke über den Bach; und von nun an wüthete die Schlacht auf dem trockenen Plan eben so heftig, als vorher auf den Dämmen und in den Sümpfen.

Die Oesterreicher fochten mit Entschlossenheit, um so mehr, als ihr linker Flügel, der auf hartem Boden stand, zugleich durch einen Sumpf gedeckt war, den Buonaparte nicht umgehen konnte. Obgleich es sich nun wirklich so verhielt, so glaubte Napoleon seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er den Feind glauben machte, er habe wirklich das gethan, was er eigentlich nicht thun konnte. Zu diesem Zwecke schickte er einen entschlossenen Offizier mit ungefähr 30 von seinen Guiden (die man seine Leibwache nennen kann) und mit 4 Trompetern durch den Morast oder um denselben herum, mit der Weisung, unter Trompetenschall anzugreifen. Da nun Augereau zu gleicher Zeit den feindlichen linken Flügel angriff und ein frisches Truppenkorps von Legnago herankam, so wurden zwar die Oesterreicher zum Weichen gebracht, aber noch nicht in die Flucht geschlagen.

Alvinzi räumte jetzt allmählig das Feld und trat seinen Rückzug auf Montebello an, der unter dem Schutze von 7000 Mann, die staffelförmig aufgestellt waren, ohne großen Verlust bewerkstelligt

wurde; allein die feindlichen Reihen waren durch die drei Schlachttäge von Arcola bereits sehr gelichtet. Der österreichische Verlust wird auf 8000 Mann geschätzt. Die Franzosen müssen durch die vielen und blutigen Anrisse auf die Dörfer gleichfalls sehr gelitten haben. Buonaparte gesteht dies in einer sehr kräftigen Sprache: „Nie," so schreibt er an Carnot, „ist ein Schlachtfeld heftiger bestritten worden. Ich habe fast keine Generale mehr — ich versichere Sie, daß der Sieg um keinen wohlfeilern Preis errungen werden konnte. Der Feind war zahlreich und verzweifelt entschlossen." Die Wahrheit ist, daß Napoleons Methode, durch mörderische und verzweifelte Frontalangriffe auf starke Stellungen den Feind zu schrecken, ein Flecken in seinem Systeme war. Sie kosteten viele Leute und gelangen nicht immer. Der Angriff auf Arcola erwies sich als ein zweckloses Blutbad, bis die Kunst der baaren Gewalt zu Hülfe kam und die Stellung am ersten Tage durch Guieux, am dritten Tage durch die Truppen umgangen wurde, die den Alpon überschritten hatten.

Das langsame Verfahren von Davidowich in den drei Tagen eines unentschiedenen und mörderischen Kampfes ist merkwürdig und muß gerügt werden. Es scheint, daß es vom 10. an in der Gewalt dieses Generals stand, die Division, die er bis jetzt vor sich her getrieben hatte, anzugreifen,

und daß er dies erst am 16. versuchte; erst am 18., d. h. einen Tag nach dem Rückzuge von Alvinzi, rückte er auf dem rechten Etschufer gegen Verona vor. Wäre dies vor dem Rückzuge dieses Generals, oder auch an einem der drei Tage, wo die Franzosen sich vor Arcola abmühten, geschehen, so würde es gewiß wichtige Folgen gehabt haben. Als aber Davidowich sah, daß Alvinzi sich bereits zurückgezogen hatte, that er das Gleiche und kehrte in die Gebirge zurück, nur wenig geneckt von den Franzosen, die seine Armee in den vorigen Gefechten zu achten gelernt hatten und selbst ihren neuesten Verlust allerdings fühlten.

Der Mangel an Einverständniß und Zusamensicht bei den österreichischen Generalen ist durch einen andern Vorgang nicht minder erwiesen. Wurmser, der, so lange Alvinzi und Davidowich in der Nähe waren, sich in Mantua ruhig verhalten hatte, that am 23. November einen kräftigen Ausfall, das heißt zu einer Zeit, wo er keine Unterstützung erhalten und also nichts ausrichten konnte.

So endete der vierte, wegen der österreichischen Besitzungen in Italien unternommene Feldzug. Er hatte für Buonaparte nicht ganz so günstige Folgen, als die drei ersten. Mantua war zwar nicht entsetzt worden, und so der Hauptplan der Oesterreicher mißlungen. Allein Wurmser war der Mann, die Vertheidigung bis auf den letzten Augenblick

fortzusetzen, und hatte, um die Berechnung der Franzosen zu Schanden zu machen, seine Mannschaft auf reducirte Rationen gesetzt; auch waren die Armeen vom Friaul und Tyrol seit dem letzten Feldzuge im Besitze von Bassano und Trient geblieben, wodurch die Franzosen abgehalten wurden, das Gebirge, und somit den Zugang in die österreichischen Erblande, zu gewinnen. Und dann hatte Alvinzi doch keine so bedeutende Niederlage erlitten, als Beaulieu und Wurmser, seine Vorgänger; Davidowich dagegen war immer glücklich gewesen, obgleich er seine Siege nicht zu benützen wußte. Uebrigens hatte es keinen Anschein, daß die Oesterreicher, noch ehe sie verstärkt wurden, die Franzosen in dem ruhigen Besitze der Lombardei stören würden.

In den zwei Monaten, die auf die Schlacht von Arcola und den Rückzug der Oesterreicher folgten, gerieth der bisher in Italien mit so vieler Lebhaftigkeit geführte Krieg gewissermaßen in Stillstand, und Buonaparte befaßte sich mehr mit Staatsangelegenheiten, — mit dem französischen Interesse in Beziehung auf die verschiedenen Staaten Italiens, mit dem Kongresse in der Lombardei, mit der Bildung und Errichtung der sogenannten transpadanischen Republik, die aus den Bezirken Bologna, Ferrara, Reggio und Modena gebildet wurde. Es soll davon später die Rede werden, da wir es nicht für zweckmäßig halten, unsere Kriegsannalen zu unter-

brechen, bevor wir auf den letzten Versuch der Oesterreicher, Mantua zu entsetzen, gekommen sind.

Es ist für's Erste zu bemerken, daß Frankreich, sey es aus Eifersucht, oder aus Mangel an Mitteln, seine Armee in Italien nur sehr sparsam unterstützt hatte. Etwa 7000 Mann, die dahin geschickt wurden, dienten kaum zum Ersatz des in den neuesten blutigen Feldzügen erlittenen Verlustes. Da nun um dieselbe Zeit die Unterhandlungen mit der römischen Regierung abgebrochen wurden, und der Pabst hierauf die Lombardei mit einem ansehnlichen Heere bedrohte, so suchte Buonaparte die Verstärkungen, die ihm versagt wurden, durch die Errichtung einer Legion zu ersetzen, die in der Lombardei ausgehoben und zu der eine bedeutende Anzahl von Polen getheilt wurde. Dieses Korps konnte zwar nicht gegen die Oesterreicher gebraucht werden, war aber mehr als hinreichend, um die Truppen des päbstlichen Stuhles hinzuhalten, die schon lange her in keinem hohen Rufe standen.

Inzwischen ergänzte Oesterreich, das wie ein Sterbender mit krampfhafter Hand Italien festhalten zu wollen schien, zum fünften Male seine Armeen an der Grenze; Alvinzi ward nochmals an die Spitze von 60,000 Mann gestellt, mit dem Auftrag, in Italien die Offensive wieder zu ergreifen. Die letzten Niederlagen hatten den öffentlichen Geist in Oesterreich eher gehoben, als gebeugt. Ein Korps

von Freiwilligen, aus achtbaren und angesehnen Individuen bestehend, zog ins Feld, um die Nationalehre wo möglich mit seinem Blute zu retten. Wien allein stellte vier Bataillons, die von der Kaiserin mit einer Fahne, die sie mit eigner Hand für sie gestickt hatte, beschenkt wurden. Auch die Tyroler drängten sich wieder unter die Fahnen ihres Landesherrn, ungeschreckt durch die Proklamation, die Buonaparte nach seinem Rückzuge von Arcola erlassen, und worin er, wiewohl auf eine grausame Weise, den kriegerischen Werth dieser braven Schützen anerkannt hatte. „Jeder Tyroler," so hieß es in dieser schrecklichen Urkunde, „der sich mit den Waffen in der Hand betreten läßt, soll auf der Stelle mit dem Tode bestraft werden." Alvinzi erklärte hierauf in einer Gegenproklamation, „daß er für jeden auf die angedrohte Weise behandelten Tyroler einen französischen Offizier aufknüpfen lassen würde." Buonaparte erwiederte, „daß er, falls der österreichische General sich solche Repressalien erlauben sollte, unter den gefangenen österreichischen Offizieren einen nach dem andern, und zwar zuerst den Neffen von Alvinzi, würde niederschießen lassen." In einer etwas ruhigeren Stimmung sahen jedoch beide Theile ein, wie grausam es seyn würde, die ohnehin so strengen Kriegsgesetze noch zu verschärfen, und die gedrohten militärischen Hinrichtungen fanden nicht Statt.

Wie sehr aber auch die österreichische Nation ihren vaterländischen Sinn auf diese Weise an den Tag legen mochte, so scheinen doch die Führer derselben durch die Erfahrung nicht klüger geworden zu seyn. Die Niederlagen von Wurmser und Alvinzi hatten ihren letzten Grund in der Vertheilung ihrer Streitkräfte auf zwei Operationslinien, zwischen denen keine rechte Verbindung bestand. Und doch ward der neue Feldzug wieder nach denselben verderblichen Grundsätzen entworfen. Während die eine Armee aus dem Tyrol nach Montebaldo vorrückte, sollte die andere auf dem Gebiete von Padua an der Brenta hinabziehen, und dann an der untern Etsch operiren, sich dieser Stellung bemächtigen und sofort Mantua entsetzen. Nach dem Plane des Hofkriegsraths sollten beide Armeen wo möglich vor der belagerten Feste zusammentreffen und dem gemäß ihre Bewegungen einrichten. Gelang es ihnen, die Belagerung aufzuheben, so unterlag es wohl keinem Zweifel, daß die Franzosen Italien räumen mußten; gelang dieser Plan aber auch nur zum Theil, so konnte Wurmser noch immer mit seiner Reiterei aus der Festung in das päbstliche Gebiet entkommen und mit Hülfe der Offiziere seines Generalstabs die päbstliche Armee organisiren und dieselbe unter seinen Befehl nehmen. Ein gewandter Agent ward abgeschickt, um Wurmser'n hievon in Kenntniß zu setzen.

Dieser fiel in die Hände der Belagerer. Umsonst verschlang er seine in eine Wachskugel eingeschlossenen Depeschen; man fand Mittel, die Wachskugel wieder an den Tag zu fördern. Sie enthielt ein von dem Kaiser eigenhändig unterzeichnetes Schreiben, worin Wurmser den Befehl erhielt, sich in keine Kapitulation einzulassen, sondern so lange wie möglich den Entsatz abzuwarten; im Fall er Mantua verlassen müßte, sich zu keinen Bedingungen zu verstehen, sondern sich einen Weg in die Romagna zu bahnen, und dort den Oberbefehl über die päbstliche Armee zu übernehmen. So erfuhr Buonaparte, was ihm bevorstehe und welcher Sturm demnächst über ihn ausbrechen sollte.

Alvinzi rückte mit der Hauptarmee von Bassano nach Roveredo vor. Provera, durch seine tapfere Vertheidigung von Cossaria in der Schlacht von Milesimo, rühmlich bekannt, befehligte die Divisionen, die an der untern Etsch operiren sollten, und ging bis Bevi l'Acqua vor, während sein Vortrab unter dem Fürsten von Hohenzollern ein französisches Korps zwang, sich auf das rechte Etschufer zurückzuziehen.

Buonaparte noch ungewiß, auf welchen von beiden gegen ihn eingeleiteten Angriffen der Feind den Accent legen würde, zog seine Armee bei Verona zusammen, das in den vorigen Feldzügen als Central-

tralpunkt immer sehr wichtig gewesen war, und von wo er nach Gefallen entweder Fluß aufwärts gegen Alvinzi ziehen, oder Fluß abwärts den Versuchen von Provera begegnen konnte. Er glaubte, daß Joubert, der Corona, ein vor kurzem stark befestigtes Städtchen, besetzt hielt, diesen Posten einstweilen werde behaupten können. Ein bis Castel-Nuovo vorgeschobenes Korps sollte Joubert im Nothfalle unterstützen; allein er trug noch Bedenken, mit der Hauptmacht dieselbe Richtung zu nehmen, bis er am 13. Jänner, Abends um 10 Uhr, erfuhr, daß Joubert bei La Corona von einer überlegenen Macht angegriffen worden sey, nur mit Mühe den Tag über seine Stellung habe behaupten können, und nun im Begriff stehe, den Rückzug anzutreten, um die wichtige Höhe von Rivoli, den Schlüssel seiner ganzen Stellung, zu besetzen.

Buonaparte, der aus diesem Berichte schloß, daß die Hauptgefahr an der obern Etsch zu bestehen sey, ließ nur die Division Augerau zur Beobachtung von Provera an der untern Etsch stehen. Es lag ihm sehr daran, sich der Alles beherrschenden Stellung von Rivoli zu bemächtigen, ehe noch der Feind seine Reiterei und sein Geschütz heranziehen konnte. Napoleon hoffte, den Feind, noch ehe dieses geschehen war, zum Gefecht bringen zu können. Er beschleunigte deßhalb seinen Marsch, und war schon am

14. um 2 Uhr des Morgens auf der Höhe von Rivoli, wo er bei hellem Mondscheine die Bivaks des Feindes in fünf besondern, von einander getrennten Gruppen abgetheilt sah. Er schloß daraus, daß der Feind im Sinne habe, ihn den andern Tag in eben so viel Kolonnen anzugreifen.

Aus der Entfernung, in welcher sich die Bivaks des Feindes von der Stellung Joubert's befanden schloß Napoleon ferner, daß dieser nicht vor 10 Uhr Morgens anzugreifen gesonnen sey, um vorher noch seine Reiterei und sein Geschütz an sich zu ziehen. Da Joubert so eben beschäftigt war, die Stellung, die er nur noch durch einen Nachtrab besetzt hielt, zu räumen, so befahl ihm Buonaparte, unverzüglich wieder umzukehren, und die wichtige Stellung von Rivoli zu besetzen.

Einige Kroaten, die der französischen Stellung nahe genug gekommen waren, um wahrzunehmen, daß Joubert's leichte Truppen die St. Markuskapelle verlassen hatten, besetzten diese sofort, wurden aber von den Franzosen wieder daraus vertrieben. Das Streben beider Theile, diesen Posten wieder zu nehmen und zu behaupten, führte nun zu einem hitzigen Gefechte, vorerst mit dem Regiment, zu dem diese Kroaten gehörten, und nachher mit der ganzen österreichischen Kolonne, welche diesem Punkte am nächsten und von Ocskay befehligt war. Letztere wurden zurückgedrängt, aber die Kolonne von Kobler rückte

zu ihrer Unterstützung vor, gewann die Anhöhe und griff zwei französische Regimenter, die mit zwei Batterien dort aufgestellt waren, an. Eines von diesen Regimentern wich, und Buonaparte selbst jagte im Galopp davon, um Verstärkung zu holen. Die nächsten französischen Truppen gehörten zu der Division Massena, und hatten, vom Nachtmarsche erschöpft, sich niedergelegt, um ein wenig auszuruhen. Auf Napoleons Befehl rafften sie sich jedoch sogleich auf, langten auf dem Wahlplatze an und in einer halben Stunde war Kobler geschlagen und zurückgeworfen. Dagegen rückte nun die Kolonne von Liptay vor, und als Quasdonowich bemerkte, daß Joubert, um seinen Vortheil über die Division Ocskay zu verfolgen, sich vorwärts bewegt und die Kapelle preis gegeben hatte, schickte er drei Bataillons ab, um den Hügel zu ersteigen und den Posten zu besetzen. Während die Oesterreicher den Hügel, auf welchem die Kapelle lag, auf der einen Seite erstiegen, bemühten sich drei französische Bataillons, die Joubert zur Vereitlung des Vorhabens von Quasdonowich zurückbeordert hatte, die steile Anhöhe auf der entgegengesetzten Seite zu erklimmen. Durch ihre Rührigkeit gelang es den Franzosen zuerst hinaufzukommen, wo sie den Vortheil des Bodens für sich hatten und mit leichter Mühe die noch heraufsteigenden Oesterreicher durcheinander den Hügel hin-

abwerfen konnten. Zu gleicher Zeit donnerten die Batterien der Franzosen auf die zerissenen Kolonnen des Feindes, ihre Reiterei wiederholte mehrere Angriffe und alle Oesterreicher, welche in das Gefecht verwickelt waren, geriethen in die größte Unordnung. Ihre vordersten Kolonnen erlitten eine gänzliche Niederlage, und die zurückgebliebenen waren in einem Zustande, der ihnen keinen Angriff gestattete.

Mitten in dieser Verwirrung hatte die Division Lusignan, die als die hinterste von den österreichischen Kolonnen, die Artillerie und das Gepäck der Armee decken mußte, nach Vollziehung dieses Auftrags die Höhen von Rivoli erstiegen und sich im Rücken der Franzosen aufgestellt. Hätte diese Kolonne den genannten Punkt noch während der Dauer des Frontalgefechts erreicht, so würde sie ohne allen Zweifel dasselbe zum Nachtheile Napoleons entschieden haben. Auch jetzt noch würde sie gegen weniger brave, weniger auf ihren General vertrauende Truppen allerdings etwas ausgerichtet haben; aber Napoleons Soldaten begnügten sich, auszurufen: „Hier kommt frische Waare auf unsern Markt!" So sehr waren sie überzeugt, daß ihr General nicht abmanövrirt werden könne. Die österreichische Division dagegen, die nach verlorner Schlacht ohne Geschütz und Reiterei angekommen war, und einen Theil ihrer Mannschaft hatte zurücklassen müssen, um eine französische Brigade im Schach zu halten,

sah es wohl ein, daß sie, weit entfernt, die im Frontalgefecht bereits siegreichen Franzosen im Rücken angreifen und abschneiden zu können, von ihrer geschlagenen Armee selbst abgeschnitten sey. Die Division Lusignan kam in das Feuer der französischen Reserveartillerie und sah sich bald genöthigt, das Gewehr zu strecken. So kritisch ist der Ausgang der Kriegsunternehmungen, daß eine Bewegung, die, zu rechter Zeit ausgeführt, den Sieg verschafft haben würde, einen Augenblick später vielleicht das größte Unheil herbeiführen kann *). Die Oesterreicher haben bei dieser sowohl als bei andern Gelegenheiten den Ausspruch Napoleon's bewährt, daß sie sich nämlich im Kriege auf den Werth der Zeit nicht recht verstehen.

Das Schlachtfeld von Rivoli war eines der schwierigsten, das Buonaparte je behauptet hat; er verdankte den Sieg allein seiner überlegenen Kriegskunst, nicht der Uebermacht seiner Streitkräfte, wie man von ihm hat aussagen wollen. Es wurden ihm wäh-

---

*) Nach einigen militärischen Berichten soll die Division, welche im Rücken der Franzosen erschien, zum Armeekorps von Provera gehört haben, und von ihm über die Etsch entsandt worden seyn. Allein Napoleon's Denkwürdigkeiten von St. Helena beweisen das Gegentheil; Provera ging erst am 14. Jänner über diesen Fluß, und am Morgen desselben Tages hatte Napoleon die fünf Divisionen von Alvinzi, wozu auch die von Lusignan gehörte, in einem Halbkreise um die Stellung von Joubert gelagert gesehen.

rend des Gefechts mehrere Pferde verwundet, und er mußte sich der ganzen Macht seiner Persönlichkeit bedienen, um die Truppen zu rechter Zeit überall hin zu bringen, wo es nöthig war.

Der Hauptfehler, den Alvinzi beging, bestand in der Voraussezung, daß nur die unbedeutende Macht von Joubert bei Rivoli stehe, und daß diese demnach mit aller Bequemlichkeit aufgerieben werden könne. Ihm, der das geschwinde W.sen der Franzosen wohl kannte, hätte es einfallen sollen, daß Napoleon durch einen Nachtmarsch den Kern seiner Armee auf einen Punkt bringen könne, wo der Feind nur schwachen Widerstand erwartete, und daß er alsdann im Stande sey, eine weit zahlreichere Armee die von verschiedenen Punkten ausgegangen war, kein Geschütz und keine Reiterei sogleich zur Hand hatte, deren verschiedene Kolonnen ohne Uebereinstimmung handelten, völlig zu schlagen. In der Ausführung seiner trefflichen Manövers sah sich Napoleon durch die Hingebung seiner Generale und den Muth seiner Soldaten auf das beste unterstützt; Massena besonders leistete seinem Obergeneral so wichtige Dienste, daß dieser ihn zur Zeit des Kaiserthums aus dankbarer Erinnerung zum Herzog von Rivoli ernannte.

Dieser wichtige Sieg war beinahe noch nicht entschieden, als Nachrichten eingingen, durch welche Napoleon auf einen andern Punkt gerufen wurde. Am Tage dieser Schlacht schlug Provera, den wir an

der untern Etsch gelassen haben, eine Brücke über diesen Fluß, an einem Punkte, wo es die Franzosen nicht verhindern konnten, und rückte sofort auf Mantua los, das er mittelst einer List beinahe entsetzt hätte. Eines seiner Reiterregimenter, das, wie das 1ste französische Husarenregiment weiße Mäntel trug, erschien in der Vorstadt St. Georg, die damals nur durch eine einfache Umwallungslinie gedeckt war. Man war eben im Begriff, dieses Regiment ohne allen Verdacht einzulassen, als ein alter gescheuter französischer Feldwebel, der außerhalb des Walls Holz auflas, zu bemerken glaubte, daß die Mäntel dieses Regiments doch neuer wären, als die der französischen Husaren von Berchini, für die es gehalten wurde. Er theilte seinen Verdacht einem Tombour mit, der sich bei ihm befand; hierauf eilten beide in die Vorstadt, riefen zu den Waffen, und die feindliche Reiterei, die sich unter dem Mantel der Freundschaft einzuschleichen im Begriff stand, wurde nun mit Kanonenschüssen zurückgewiesen.

Während dies vorging, traf Buonaparte in Roverbella ein, das von Mantua etwa zwölf Meilen entfernt ist; er war mit unglaublicher Eile von dem Schlachtfelde abmarschirt, nachdem er die Generale Massena, Murat und Joubert beauftragt hatte, durch eine rasche Verfolgung des Feindes den Sieg zu vervollständigen.

Mittlerweile setzte sich Provera auf der See=

seite mit der Besatzung von Mantua in Verbindung und verabredete mit Wurmser die zum Ersatze der Festung nöthigen Maßregeln. Am 16. Jänner, dem Tage nach der Schlacht von Rivoli und nach dem mißlungenen Ueberrumpelungsversuche von Provera, machte die Besatzung einen starken Ausfall und stellte sich auf der Hochstraße von La Favorite auf, welcher Posten allein durch ein Reduit vertheidigt war. Napoleon, der an der Spitze seiner siegreichen Schaaren zurückkam, umzingelte die Truppen von Provera und griff sie mit Wuth an, während die ausgefallene Besatzung von dem Blokadekorps mit dem Bajonet in die Festung zurückgeworfen wurde. Provera, der vergeblich, obgleich mit vieler Entschlossenheit und Tapferkeit, den Entsatz von Mantua versucht hatte, woran dem Kaiser, seinem Herrn, so viel gelegen war, mußte mit den 5000 Mann, die er noch beisammen hatte, das Gewehr strecken. Das Korps, das er zur Deckung seiner Brücke und der rückwärtigen Pässe zurückgelassen hatte, erlitt dasselbe Schicksal. So ward eine Division, die erst am 7. Jänner auf dem Kriegsfelde erschienen war, noch vor Ablauf von zehn Tagen eine Beute des Siegers. Der Hauptarmee unter Alvinzi erging es nicht besser; von dem Blutfelde bei Rivoli auf den Fersen verfolgt, konnte sie nicht mehr zu Athem kommen und ihre Ordnung nicht wieder herstellen; ganze Korps, die abgeschnitten wurden, ergaben sich, —

ein Fall der bei den Oesterreichern jetzt so häufig vorkam, daß er nicht mehr schimpflich war.

Doch verdient folgendes Beispiel angeführt zu werden, zum Beweis, wie sehr die Oesterreicher durch ihre schreckliche Niederlage betäubt waren, und wie dagegen die französischen Offiziere durch ihre unaufhörlichen Siege an Selbstvertrauen und Alles wagender Kühnheit gewonnen hatten. René, ein junger Offizier, der das Dorf Garda, am See gleichen Namens besetzt hielt, gewahrte, als er seine Vorposten besichtigte, einige herannahende Oesterreicher, die er von seinen Leuten sofort entwaffnen und als Gefangene abführen ließ. Als er nun weiter über seine Vorposten hinausging, traf er unvermuthet auf die Spitze einer österreichischen Kolonne von etwa 1800 Mann, die er wegen einer Wendung der Straße früher nicht gesehen hatte und von der er jetzt kaum zwanzig Schritte entfernt war. „Weg mit den Waffen!“ rief ihm der österreichische Befehlshaber zu, worauf René mit der größten Keckheit erwiederte: „An Euch ist es, das Gewehr zu strecken! Ich habe Eure Avantgarde aufgehoben, wie diese Gefangenen beweisen — noch einmal, streckt das Gewehr, oder Ihr seyd alle verloren!“ Die französischen Soldaten wiederholten den Ruf ihres Offiziers: „Nieder mit den Waffen!“ und der österreichische Befehlshaber wurde unschlüssig und schlug eine Capitulation vor. René aber wollte

nichts davon wissen, und bestand auf unverzüglicher, unbedingter Unterwerfung. Sein Gegner verlor den Muth und überreichte seinen Degen, indem er seinen Soldaten befahl, ein Gleiches zu thun; diese aber schöpften Verdacht, wurden widerspenstig und verweigerten ihrem Führer zu gehorchen, zu dem jetzt René mit der größten scheinbaren Fassung folgende Worte sprach: „Mein Herr! Sie sind Offi„zier und ein Mann von Ehre; Sie kennen die „Kriegsgesetze; Sie haben sich ergeben und sind „daher mein Gefangener. Allein ich vertraue Ih„rem Worte, — hier gebe ich Ihnen Ihren Degen „zurück; zwingen Sie Ihre Leute zum Gehorsam, „oder gewärtigen Sie, daß ich eine Division von „6000 Mann, die unter meinen Befehlen steht, ge„gen Sie anrücken lasse!“ Der Oesterreicher, durch die Berufung auf seine Ehre und durch die Drohung eines Angriffs von 6000 Mann in die größte Verlegenheit gesetzt, betheuerte, daß René sich auf sein Wort verlassen könne und vermochte endlich seine Soldaten durch sein Zureden die Waffen niederzulegen; und es zeigte sich bald, daß sie sich einem Feinde, der nur den zwölften Theil so stark war, ergeben hatten.

Unter so unglaublich günstigen Umständen mußten die Franzosen den Boden, den sie in Italien verloren hatten, bald wieder gewinnen. Trient und Bassano wurden wieder von ihnen besetzt, sammt

allen den festen Posten, die sie an der italienischen Grenze vor der Ankunft von Alvinzi innegehabt hatten. Sie würden auch wahrscheinlich noch weiter in das deutsche Gebirgsland eingedrungen seyn, wenn nicht der tiefe Schnee alle Pässe unzugänglich gemacht hätte.

Die Siege von Rivoli und La Favorite wurden endlich gekrönt durch die Uebergabe der Festung Mantua, die so viel Blut gekostet und so hartnäckigen Widerstand geleistet hatte.

Nach den genannten, so entscheidenden Siegen, die ihm alle Hoffnung eines Entsatzes benahmen, setzte Wurmser die Vertheidigung des Platzes noch einige Tage fort, in dumpfer, aber ehrenwerther Verzweiflung, wie sie sich für einen tapfern Veteranen ziemte, der seinen Posten bis auf das Aeußerste behaupten wollte, aber auch einsah, daß durch den Mangel an Lebensmitteln der Widerstand zwecklos geworden sey. Endlich sandte er seinen Adjutanten Klenau, einen in der Folge berühmt gewordenen Mann, in das Hauptquartier von Serrurier, um wegen der Uebergabe zu unterhandeln. Klenau sprach, wie man in solchen Fällen thut; er versicherte, daß sich Mantua noch lange halten könne, daß aber Wurmser, im Zweifel, zu rechter Zeit entsetzt zu werden, je nach den Bedingungen, die ihm die französischen Generale bewilligen würden, die

Festung entweder sogleich zu übergeben, oder auch noch länger zu vertheidigen gedenke.

Ein französischer Offizier von hohem Range war gegenwärtig; in seinen Mantel gehüllt stand er in einiger Entfernung von den unterhandelnden Offizieren, aber so, daß er alles, was gesprochen wurde, hören konnte. Als jene geendet hatten, trat der Offizier vor, nahm eine Feder und schrieb die Bedingungen nieder, die Wurmsern bewilligt werden sollten, — Bedingungen, die weit ehrenvoller und vortheilhafter waren, als Wurmser sie in seiner Lage erwarten konnte. „Dieß sind,“ sagte der unbekannte Offizier zu Klenau, „die Bedingungen, die Wurmser jetzt haben kann, und die er, wenn immer er längern Widerstand unmöglich findet, früher oder später, gleichfalls erhalten soll. Wir achten ihn zu sehr, um zu glauben, daß er eine so lang und so ehrenvoll vertheidigte Festung übergeben werde, wenn er sie noch behaupten kann. Reichen seine Vertheidigungsmittel noch aus für eine Woche, einen Monat, sogar noch zwei Monate, so bleiben meine Bedingungen dieselben. Bis morgen bin ich über dem Po und auf dem Wege nach Rom.“ Klenau, der jetzt merkte, daß er mit dem französischen Obergeneral spreche, bekannte geradezu, daß die Besatzung sich nicht länger halten könne, indem sie nur noch auf drei Tage zu leben habe.

Dieser Zug von Edelmuth gegen einen tapfern, aber

unglücklichen Feind ist für Napoleon sehr rühmlich. Die Verhüllung in den Mantel, um größeren Effekt hervorzubringen, zeugt vielleicht nicht von dem besten Geschmacke; allein seine Hochachtung für seinen würdigen Gegner und sein Mitleiden für ihn ist auch noch auf andere Weise beurkundet. Er schrieb an das Direktorium, er habe dem General Wurmser Bedingungen zugestanden, wie sie sich für den Edelmuth der französischen Nation gegen einen Feind ziemten, der, nachdem er durch Unglück sein ganzes Heer verloren, mit Nichtachtung seiner persönlichen Sicherheit sich durch die Blokadetruppen einen Weg gebahnt und aus freien Stücken alle Entbehrungen eines bis zur Aufzehrung des letzten Bissens verlängerten Widerstandes ertragen habe.

Der junge Sieger bewies aber gegen den alten Wurmser eine noch weit edlere Schonung dadurch, daß er nicht gegenwärtig seyn wollte, als dieser mit seiner Garnison von 20,000 Mann, worunter aber nur noch 10,000 Diensttüchtige waren, auszog, um die Waffen niederzulegen. Diese Selbstverläugnung Napoleons, die für ihn beinahe so rühmlich ist, als sein Sieg, darf in einer Geschichte nicht verschwiegen werden, die seinen Ehrgeiz und die verderblichen Folgen desselben oft zu rügen hat, darum aber nicht weniger bereit seyn muß, solchen würdigen und hochherzigen Gefühlen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Die Geschichte dieses außerordentlichen Man-

nes erinnert uns eher an die abentheuerlichen und kaum glaublichen Siege der Helden des romantischen Zeitalters als an den ritterlichen Geist, der ihnen zugeschrieben wird. Das Benehmen Napoleons in diesem Falle gegen Wurmser kann aber füglich demjenigen des schwarzen Prinzen gegen seinen hohen Gefangenen, den König Johann von Frankreich, zur Seite gestellt werden.

Serrurier, Befehlshaber der Belagerungsarmee, hatte die Ehre, die Festung Mantua in Besitz zu nehmen, und zwar nach einer sechsmonatlichen Belagerung, in welcher die Besatzung, nach der Versicherung Napoleons, durch Krankheit und in zahlreichen und blutigen Ausfällen 27,000 Mann verloren haben soll. Dieses entscheidende Ereigniß machte dem Kriege in Italien ein Ende; der Streit mit Oesterreich sollte fortan in den Erblanden dieser stolzen Macht geführt werden.

Einmal im Besitze dieser langersehnten Beute, entwickelten die Franzosen gar bald die Eigenthümlichkeiten ihres Nationalkarakters. Sie zeigten ihre militärische Voraussicht und Klugheit, indem sie durch einen der berühmtesten Ingenieurs, die Befestigung von Mantua, das man die Citadelle von Italien nennen kann, auf das vollkommenste herstellen ließen. Sie setzten bürgerliche Feste ein, und unter andern eines zu Ehren Virgil's, der, obgleich der Lobsänger eines Kaisers, ohne weiteres

zum Schutzgeist einer entstehenden Republik gewählt wurde. Ihre Habsucht gab sich kund durch das Bestreben ihrer Künstler, die Freskogemälde von Tizian, den Krieg der Götter und der Giganten vorstellend, von den Wänden abzulösen, auf die Gefahr hin, etwas ganz Unersetzliches zu zerstören. Es ist ein Glück, daß dieses Vorhaben als unausführbar wieder aufgegeben wurde.

Zweites Kapitel.

Lage und Absichten Napoleons in dieser Periode des Feldzugs. — Sein politisches Benehmen gegen die Italiener. — Seine Popularität. — Harte Friedensbedingungen, die dem Pabste vorgelegt werden. — Deren Verwerfung — Napoleon ist verschiedener Meinung mit dem Direktorium. — Neue Unterhandlungen werden angeknüpft. — Wieder ohne Erfolg. — Der Pabst bringt seine Armee auf 40,000 Mann. — Napoleon überzieht das päbstliche Gebiet. — Niederlage der päbstlichen Truppen bei Imola, — bei Ancona. — Dessen Einnahme. — Einnahme von Loretto. — Buonaparte's Milde gegen die widerspenstigen französischen Geistlichen. — Der Friede von Tolentino. — Napoleons Schreiben an den Pabst. — San Marino. — Uebersicht der Lage der verschiedenen italienischen Staaten; — Rom; — Neapel; — Toscana; — Venedig.

Die Augen von ganz Europa waren jetzt auf Napoleon Buonaparte gerichtet, der sich so schnell zum Schrecken der Länder und zum Gründer neuer Staaten erhoben, — der die ausgezeichnetsten Generale und die trefflichsten Truppen von Europa in wenigen

Monaten besiegt hatte und zuerst als ein Glücksritter aufgetreten war, der mehr ein gewöhnliches Fortkommen, als Ruhm und Auszeichnung zu suchen schien. Ein so rasches Emporkommen war bis jetzt höchstens bei halbwilden Völkern, zufolge großer Volksaufstände und verderblicher Umwälzungen, in dem civilisirten Europa dagegen niemals bemerkt worden. Der plötzlich so hoch Gestiegene hatte überdies so manche Prüfung bestanden, daß er sich behaupten zu müssen schien. Napoleon stand da wie ein Fels, gegen den die Stürme nichts vermögen; die Mittel zu seiner Erhebung mußten, wie es schien, auch zu seiner Erhaltung dienen. Er hatte den von ihm befehligten Armeen ein solches Vertrauen auf seinen Genius, eine solche Liebe zu seiner Person eingeflößt, daß es ihm, selbst bei den schwierigsten Unternehmungen, an bereitwilligen Werkzeugen nie fehlen konnte; es war sogar ein Theil seiner unermüdlichen Thätigkeit und seiner Gewandtheit auf seine Soldaten übergegangen. Auf jenen langen und gewaltigen Märschen, die in seinem Kriegssysteme eine Hauptrolle spielten, war er gewohnt seine Soldaten mit den Worten zu ermuntern: „Ich will den Sieg lieber Euren Beinen, als Eurem Blute zu danken haben!“ Die Franzosen schienen unter seiner Leitung ganz die Männer zu werden, wie er sie zu haben wünschte, und aufgeregt durch die Kriegser-

eignisse

eignisse, von Siegeshoffnungen beseelt, alle Mühsale und Entbehrungen zu vergessen. In einer seiner Meldungen an das Direktorium während des ersten Feldzugs von Italien hat Napoleon selbst den französischen Soldaten auf folgende Weise geschildert: „Wollte ich alle diejenigen nennen, die sich durch „persönliche Tapferkeit ausgezeichnet haben, so müßte „ich alle Grenadiere und Schützen des Vortrabs „nennen. Sie scherzen mit der Gefahr und spotten „des Todes, und wenn je etwas ihrer Unerschrocken„heit gleich kommt, so ist es der Frohsinn, mit dem „sie, unter dem Gesange von Liebesliedern und pa„triotischen Hymnen, die gewaltigsten Märsche zu„rücklegen. Im Nachtlager angekommen, legen sie „sich nicht, wie man erwarten sollte, zur Ruhe; „jeder erzählt auf seine Weise die Geschichte des „Schlachttages und sagt seine Meinung darüber, „was am folgenden Tage geschehen wird, und manche „von ihnen urtheilen auch sehr richtig über militä„rische Gegenstände. Als ich neuerlich eine Halb„brigade besichtigte, und dieselbe an mir vorbeizie„hen ließ, trat ein gemeiner Jäger auf mich zu „und sagte: „„General! Sie sollten das und je„nes thun = = =““ „Ich erwiederte ihm: „„Halt „dein Maul, Bursche!““ — „Er verschwand so„gleich, und ich habe ihn seitdem nicht mehr aus„findig machen können; allein das von ihm empfoh=

„lene Manöver war ganz dasselbe, das ich bei mir „beschlossen hatte. — —"

Zur Führung dieser rührigen, gescheuten und unerschrockenen Soldaten hatte Buonaparte Offiziere, die der Sache ganz gewachsen waren, — junge oder doch noch nicht bejahrte Männer, denen die Revolution und der durch sie herbeigeführte Krieg eine grenzenlose Bahn eröffnet hatte, — die durch die Entwürfe ihres Feldherrn und durch das Gelingen derselben begeistert wurden. Buonaparte, der jeden Einzelnen ins Auge faßte, versäumte niemals, Belohnung und Strafe, Lob und Tadel zu spenden, oder die Beförderung der Offiziere, die sich besonders ausgezeichnet hatten, fast immer mit Erfolg zu betreiben. Er übernahm es gerne, diejenigen zu trösten, deren Verwandte unter seinen Fahnen gefallen waren. Sein Trostschreiben an General Clarke, wegen des Todes des jungen Clarke, seines Neffen, der bei Arcola umkam, ist in Wahrheit rührend, und beweist, daß er mitten in seinen Siegen wohl wußte, daß er strenge beurtheilt und getadelt werde*). Seine übergroße Empfindlichkeit ge-

*) Brief Napoleon's an den General Clarke; vom 25. Brumaire, 5. Jahr der Republik. „Ihr Neffe ist auf dem Schlachtfelde von Arcola gefallen. Der junge Mann hatte sich mit dem Kriegswesen vertraut gemacht; er diente oft als Kolonnenführer und wäre mit der Zeit ein tüchtiger Offizier geworden. Er ist rühmlich im Angesichte des Feindes gestorben,

gen die Angriffe der Presse hat ihn durch sein ganzes Leben begleitet und schien ihn, wie der Sklave hinter dem Siegeswagen, daran zu mahnen, daß er nur ein sterblicher Mensch sey.

Es ist ferner zu bemerken, daß Napoleon all den mannigfachen Versuchen der Kommissäre und anderer Geschäftsleute, sich der für die Armee bestimmten Gelder zu bemächtigen, entschlossen und kühn entgegentrat. In seiner öffentlichen, besonders aber in seiner Privatkorrespondenz, beklagt er sich gar sehr über diese Agenten, ob es ihm gleich nicht verborgen seyn konnte, daß er durch die Bekämpfung dieses Uebels, Leuten vom größten Einflusse, die insgeheim bei dergleichen Unternehmungen betheiligt waren, mißfallen mußte. Allein sein militärischer Ruhm hatte ihn bereits unentbehrlich gemacht,

---

und hat keinen Augenblick gelitten — Wer wird ihn nicht um einen solchen Tod beneiden? Wer sollte es nicht als ein Glück ansehen, auf diese Weise aus einer so verächtlichen Welt zu kommen? — Wer von uns hat es nicht schon hundertmal bedauert, daß er den Angriffen der Verläumdung, des Neides und aller der gehässigen Leidenschaften, die, wie es scheint, das Menschengeschlecht beherrschen, nicht auf diesem Wege hat entgehen können?" — Dieses in mancher Hinsicht merkwürdige Schreiben erinnert den englischen Leser gewiß an Addison's Cato, der die Leiche seines Sohnes mit den Worten begrüßte:

„Wer möchte nicht dieser Jüngling seyn!"

und so konnte er es sich allerdings erlauben, der Feindschaft solcher Personen, die in der Regel eben so feig, als schmutzig sind, Trotz zu bieten. Von Barras, dem ehemaligen Gönner Napoleons, glaubte man, daß er diese Art des Erwerbs nicht verschmähe.

Gegen seine Generale änderte Buonaparte sein Benehmen in dem Maße, als das Gefühl seiner persönlichen Wichtigkeit in ihm erwachte. Ein Offizier vom höchsten Range hat uns berichtet, Napoleon habe in seinen früheren Feldzügen diese Männer sehr freundlich und als Seinesgleichen behandelt. Einige Zeit nachher benahm er sich gegen sie mit der Offenheit eines Kriegers, der die Verdienste seiner Untergebenen zwar achtet, aber sie doch fühlen läßt, daß er ihr Vorgesetzter sey. Später beobachtete er gegen seine Generale jene abgemessene Höflichkeit, mit welcher Fürsten ihre Unterthanen behandeln, und gab ihnen dadurch zu verstehen, daß er in ihnen nicht mehr seine Gefährten, sondern seine Diener erkenne*).

---

*) Graf Las Cases führt einen ähnlichen Fall an. — Ein Offizier, welcher vor Toulon im vertrautesten Verhältnisse mit Buonaparte stand, hatte sich, als dieser den Oberbefehl über die Heere in Italien erlangte, auf den Weg gemacht, um in die Arme seines alten Kameraden zu fliegen. Bald aber erkannte er in den Blicken und der ganzen Haltung des Generals, daß es mit der Vertraulichkeit zu Ende

Das Betragen Napoleons gegen die Italiener war in den meisten Fällen höchst klug und politisch, und, wie es die ächte Politik fordert, auch den Vorschriften der Gerechtigkeit und Mäßigung angemessen. Er entwaffnete dadurch zum Theil den Haß, den er sich durch die Entführung der Kunstwerke und auch durch seine Eingriffe in das katholische Kirchenthum zugezogen hatte.

In Beziehung auf den letzten Punkt wurde der General besonders vorsichtig. Seine Abneigung gegen die römische Kirche, oder vielmehr seine Verachtung derselben sprach sich nicht mehr so derb aus, wie früher; sie nahm im Gegentheil die Gestalt philosophischer Gleichgültigkeit an. Während Napoleon die Geistlichkeit der Sorgen, die mit dem weltlichen Besitze verbunden sind, enthob, vermied er den Fehler der Jakobiner; er focht ihre Lehren nicht an, nahm die Individuen derselben in Schutz und erklärte sich als den Freund allgemeiner Duldung in allen Gewissensangelegenheiten.

Im Punkte der Politik sowohl, als der Religion schien Buonaparte seine Meinung gar sehr geändert zu haben. Es ist in der That sehr zu bezweifeln, ob er sich je im Ernste zu den überspannten Meinungen der Jakobiner bekannt habe, aber er muß doch diese Meinungen, sey es nun im Ernste

---

sey, und daß seit jener Zeit der Karakter seines Freundes mit dessen Erhöhung sich geändert habe.

oder nicht, geäußert haben, als er zuerst durch den Einfluß des jüngern Robespierre, eines Salicetti, eines Barras, der später ein Thermidorist, vor Toulon noch Sansculotte war, befördert wurde*). Mit seinem hellen und gesunden Menschenverstande mußte Buonaparte bald einsehen, daß der eben so tolle, als unvernünftige Versuch, die Weisheit, das Eigenthum und alle Geistesbildung unter das Joch des großen Haufens zu beugen, keinen wohlgeordneten Staat begründen könne. Obgleich damals Napoleon ein Republikaner von der Parthei der Thermidoristen war und die übliche Redensart von Freiheit und Gleichheit im Munde führte,

*) Selbst vor Toulon ward er von hellsehenden Menschen nicht für einen rechtgläubigen Jakobiner gehalten. Als General Cartaux, jener stupide Sansculotte, unter welchem Napoleon zuerst diente, mit vielen Lobeserhebungen von dem jungen Artillerie Kommandanten sprach, bemerkte seine Frau, die zu Haus das Regiment führte, , daß man nicht zu sehr auf den jungen Mann rechnen dürfe, weil er zu viel Verstand habe, um lange Sansculotte zu bleiben." — „Verstand? Frau Bürgerin!" erwiederte der beleidigte Gemahl — „Sind wir denn Dummköpfe?" — „Keinesweges," antwortete die Dame, „aber sein Verstand ist von anderer Art, als der eurige." Las Cases Tagebuch, I. Band.

In demselben Werke wird angegeben, daß Lucian ein heftigerer Jakobiner war, als Napoleon selbst. Mehrere dem letzteren zugeschriebene Aufsätze mit der Unterschrift: Brutus Buonaparte, sollen bestimmt von Lucian herrühren.

keine höhere Würde, als die des Bürgers erkannte, und mit Du und Dich um sich warf, so nahm er sich doch heraus, in diese demokratischen Formen ein liberales Wesen zu legen. Das republikanische Glaubensbekenntniß glich in der That allmählig dem Schurzfell jenes Kesselflickers, der im Orient der Stifter einer Dynastie war. Seine Nachkommen behielten dasselbe als Fahne bei, überluden es aber so sehr mit Edelsteinen und Stickereien, daß von dem ursprünglichen Stoffe nicht viel mehr zu sehen war.

Der Jakobinismus, zum Beispiel, der darauf hinausgeht, den Nationalkarakter in die rohe Unwissenheit der unteren Volksklassen herabzuziehen, war eben darum der natürliche Feind der schönen Künste und Wissenschaften. Die Sansculotten begriffen nichts von den Erzeugnissen derselben und zerstörten diese aus denselben aufgeklärten Gründen, wegen denen die Anhänger von Jack-Cade den Schreiber von Matham mit seinem Tintenfasse und seiner Feder um den Hals, aufknüpften. Buonaparte dagegen sah ein, das Wissenschaft, von welcher Art sie auch sey, Macht gewähre; er zeichnete sich eben darum mitten in seinen Siegen auf eine ehrenvolle Weise dadurch aus, daß er den Umgang vorzüglicher und wissenschaftlich gebildeter Männer suchte, und eine Vorliebe für die Alterthümer und Seltenheiten der Städte, in die er einzog, zeigte, was

für die Bewohner derselben nicht anders als schmeichelhaft seyn konnte. In einem öffentlichen Schreiben an den berühmten Sternkundigen Oriani versichert er ihn, daß alle Männer von Geist, alle ausgezeichneten Gelehrten, wo sie auch geboren seyn mögen, als Franzosen angesehen werden sollen. „Bis jetzt," sagte er, „standen die italienischen Gelehr-„ten nicht in der Achtung, die sie verdienten; sie „verschlossen sich in ihre Studirstuben und Biblio-„theken, und schätzten sich glücklich, wenn sie von „den Königen und den Priestern nicht bemerkt und „eben deßwegen auch nicht verfolgt wurden. Jetzt ist „es nicht mehr so; es gibt keine Inquisition, keine „despotische Gewalt mehr. Der Gedanke ist frei „in Italien; ich lade die Schriftsteller und alle, die „sich den Wissenschaften widmen, ein, sich mit ein-„ander zu berathen, und mir Vorschläge zu machen, „wie den schönen Künsten und Wissenschaften neues „Leben gegeben werden könne. Alle diejenigen, „welche Frankreich sehen wollen, sollen von der Re-„gierung mit Auszeichnung aufgenommen werden. „Das französische Volk ist stolzer darauf, einen ge-„schickten Mathematiker, einen berühmten Mahler, „irgend einen ausgezeichneten Gelehrten in die Zahl „seiner Mitbürger aufzunehmen, als sein Gebiet „durch Einverleibung einer großen und reichen Stadt „zu vergrößern. — Ich ersuche Sie, mein Herr, „diese meine Gesinnungen den vorzüglichsten Ge-

„lehrten im mailändischen Gebiete bekannt zu ma„chen." An die Municipalität von Pavia schrieb er, die Lehrer dieser berühmten Hochschule möchten ihre Vorlesungen unter seinem Schutze mit aller Sicherheit wieder eröffnen und ihm die Mittel zur Emporbringung dieser Anstalt bezeichnen.

Um den regen Antheil, den er an der Litteratur und den wissenschaftlichen Instituten Italiens nahm, zu zeigen, gestattete er allen Männern vom gelehrten Fache freien Zutritt zu seiner Person. Dieser Umgang war für ihn um so anziehender, als er selbst aus Italien stammte, die schöne Sprache dieses Landes von seiner Kindheit an fertig sprach und sich darin mit großer Leichtigkeit ausdrücken konnte. Wir können hier im Vorübergehen bemerken, daß Napoleon in der Person des Abbate Gregorio Buonaparte den letzten Zweig jener florentinischen Familie fand, von der die korsische Linie die jüngere war. Er hatte seinen Wohnsitz zu San Miniato, war Domherr, stand bereits in hohem Alter und galt für sehr reich. Die Verwandtschaft ward sehr gerne anerkannt, und der General nahm mit seinem ganzen Stabe bei dem Domherrn Gregorio das Mittagsmahl ein. Alles Dichten und Trachten des alten Mannes war darauf gerichtet, die Heiligsprechung eines Bonaventura Buonaparte zu bewirken, der im siebzehnten Jahrhundert als Kapuziner im Geruche der Heiligkeit gestorben, dessen

Recht auf diese Veehrung aber bis jetzt noch nicht anerkannt war. Es muß unterhaltend gewesen seyn, zu hören, wie der alte Mann einen für Napoleon so wenig interessanten Gegenstand abhandelte, und wie er den französischen Obergeneral dringend um seine Verwendung bei dem Pabste bat. Es unterliegt auch wohl keinem Zweifel, daß der heilige Vater, um andere Forderungen zu beseitigen, ein ganzes Regiment von Carmagnolen kanonisirt, und jener alten Kalendermiliz der sogenannten thebanischen Legion beigesellt haben würde. Allein Napoleon begriff, daß eine Bitte dieser Art, von ihm vorgebracht, etwas Lächerliches haben würde*).

Der Umstand, daß sich Buonaparte bei den Italienern beliebt zu machen wußte, trug nicht wenig dazu bei, den neuen, durch die französische Revolution aufgekommenen Lehren in Italien Eingang zu verschaffen. Zu diesem Behuf schien er auch großes

---

*) Las Cases berichtet, daß nachher der Pabst selbst diesen Gegenstand seiner Aufmerksamkeit gewürdigt habe, und geneigt gewesen sey, in dem unmittelbaren Schutze des heiligen Bonaventura den Grund von dem großen Glücke Napoleons zu finden. — Man sagt von dem großen Kirchenfreunde, dem Könige David von Schottland, er sey ein guter Heiliger für die Krone gewesen; gewiß muß der heilige Bonaventura ein guter Heiliger für den päbstlichen Stuhl gewesen seyn — Der alte Abbate vermachte sein ganzes Vermögen an Napoleon, der es einer öffentlichen Anstalt schenkte.

Vertrauen in die Italiener zu legen. Er behielt sich allerdings bei allen wichtigen Dingen die letzte Entscheidung vor; in allen minder bedeutenden Angelegenheiten aber ließ er die Eingebornen selbst handeln und ermunterte sie sogar dazu, auf eine Weise, an die sie unter ihren deutschen Gebietern gar nicht gewöhnt waren. Die innere Verwaltung ihrer Städte war provisorischen, ohne alle Rücksicht auf Rang gewählten Vorstehern anvertraut; die bewaffneten Bürger oder Nationalgarden hatten die öffentliche Sicherheit zu handhaben. Sie erkannten gar bald den Werth dieser Vorrechte und sehnten sich bereits nach einem Zustande von Nationalfreiheit; die Bewohner der Lombardei besonders drangen mit leidenschaftlichem Ungestüm auf die Erklärung ihrer Unabhängigkeit; Napoleon konnte sich ihrer kaum erwehren, und es blieb ihm keine andere Wahl, als sie durch Entschuldigungen und Versprechungen hinzuhalten, wodurch ihre Ungeduld nur noch höher gesteigert wurde. Andere Städte von Italien (denn diese Stimmung zeigte sich vorzüglich unter den Städtebewohnern) bezeugten allmählig auch den Wunsch, ihr Regiment nach dem revolutionären Systeme zu modeln; dies war besonders auf der Südseite des Po der Fall.

Man wird sich erinnern, daß Napoleon mit dem Herzog von Modena einen Vertrag geschlossen und demselben gegen die Bezahlung großer Geld-

summen und die Auslieferung seiner vornehmsten Kunstschätze sein Fürstenthum garantirt hatte. Demgemäß ward es dem Herzog gestattet, seine Staaten durch eine Regentschaft verwalten zu lassen, während er selbst seinen Aufenthalt in Venedig nahm. Allein seine zwei größten Städte, Reggio und Modena, besonders die erste, kamen auf den Einfall, sich der herzoglichen Regierung zu entziehen. Auf die Zustimmung des französischen Obergenerals und seiner Regierung voraus rechnend, standen die Bürger von Reggio auf, vertrieben die herzoglichen Truppen aus der Stadt und pflanzten einen Freiheitsbaum mit dem Entschlusse, wie sie sagten, unter dem Schutze der französischen Regierung einen Freistaat zu bilden. Um Modena von einem ähnlichen Versuche abzuhalten, ließ hierauf die herzogliche Regierung Geschütz auf die Wälle der Stadt führen und traf noch andere Vertheidigungsanstalten.

Napoleon stellte sich, als sehe er in diesen Anstalten eine feindliche Maßregel gegen die Franzosen; er schickte sofort ein Truppenkorps nach dieser Stadt, nahm Besitz von derselben ohne allen Widerstand, beraubte den Herzog aller der Vortheile, welche er durch die Vermittlung des berühmten St. Jerome theuer erkauft hatte, und erklärte, die Stadt stehe fortan unter französischem Schutze. Bologna und Ferrara, zwei Legationen des päbstlichen Stuhls, waren bereits von den Franzosen besetzt und wur-

den von einem Ausschusse ihrer Bürger regiert. Man munterte sie jetzt auf, mit Reggio und Modena gemeinschaftliche Sache zu machen; ein Kongreß von hundert Abgeordneten wurde aus diesen vier Bezirken einberufen, um eine Regierung, die über Alle Gewalt hätte, einzusetzen. Dieser Kongreß fand Statt und faßte den Beschluß, daß die genannten Gebiete einen einzigen Staat, nach seiner geographischen Lage die transpadanische Republik genannt, bilden sollten. Somit nahmen sie den Karakter der Unabhängigkeit an, während sie der That nach unter der Gewalt Buonapartes verblieben, gleich dem Thon in den Händen des Töpfers, der denselben gestalten kann, wie es ihm beliebt. Der General aber schärfte diesen Abgeordneten den Grundsatz ein, daß alle Freiheit nur durch den Gehorsam gegen die Gesetze bedingt sey. „Vergesset niemals," so antwortete er auf die Zuschrift, worin sie ihn von ihrem Beschlusse in Kenntniß setzten, „daß alle Gesetze nichts sind, wenn es an der „Kraft zu deren Handhabung fehlt. Denkt auf die „Errichtung einer ansehnlichen Streitmacht. Glücklicher, als das französische Volk, werdet Ihr zur „Freiheit gelangen, ohne die Feuerprobe einer Revolution bestehen zu müssen."

Dies war nicht die Sprache eines Jakobiners, und begründet den Glauben, daß Napoleon gerade jetzt, wo er äußerlich dem republikanischen Systeme

ergeben war, große Veränderungen in Frankreich vorzunehmen im Sinne hatte.

Indessen sahen die Lombarden mit Verdruß, daß sie auf der Bahn der Revolution und der scheinbaren Unabhängigkeit hinter ihren Nachbarn zurückgeblieben waren. Die Municipalität von Mailand schritt nun zur Abschaffung aller, ein Feudalverhältniß bezeichnenden Ehrentitel und erwies sich so ungeduldig, daß Buonaparte, um sie zu beschwichtigen, die baldige Einführung einer republikanischen Verfassung feierlich versprechen mußte und es für gerathen hielt, eine provisorische Regierung einzusetzen, deren Mitglieder aus allen Klassen, mit Einschluß der Bauern, gewählt wurden.

Diese Maßregel bewies zur Genüge, daß die Gründe, wodurch die französische Regierung bestimmt worden, die Anerkennung der sogenannten Unabhängigkeit der Lambardei zu verzögern, viel von ihrem Gewicht verloren hatten; denn bald darauf setzte die provisorische Regierungsbehörde von Mailand, nach einigen bescheidenen Zweifeln über ihre Vollmachten, das ganze Land in Revolutionszustand, und rief die Bildung der transpadanischen Republik aus, die später diesen Namen wieder ablegte und mit der cispadanischen zu einem einzigen Freistaat, die cisalpinische Republik genannt, vereinigt wurde. Dieser entscheidende Schritt geschah am 3. Jänner 1797. Einige, etwas demokratische Dekrete, mußten

der Unabhängigkeitserklärung zur Einleitung dienen; in der Revolution selbst war jedoch eine gewisse Mäßigung nicht zu verkennen. Der Adel, obwohl der Lehnsrechte und seiner Titel beraubt, verlor doch seine staatsbürgerlichen Rechte nicht; die Reformation der Kirche ward nur leise, unter Vermeidung alles dessen, was den Umsturz derselben hätte besorgen lassen können, angedeutet. In diesen Stücken blieben die Italiener weit hinter ihrem französischen Vorbild. —

Wenn auch Buonaparte der Wortbrüchigkeit beschuldigt werden mag, weil er dem Herzog von Modena den Schutz wieder entzog, den dieser um einen so theuren Preis von ihm erkauft hatte, so trifft ihn doch nicht der gleiche Vorwurf in Hinsicht auf die transpadanische Republik, insoferne durch die Errichtung derselben die Legationen von Ferrara und Bologna von den Besitzungen des römischen Stuhls abgerissen wurden. Die Franzosen hatten sich diese größtentheils vorbehalten, um darüber, im Falle einer endlichen Uebereinkunft der Republik mit dem Pabste nach Umständen zu verfügen. Die Friedensunterhandlungen hatten sich jedoch in die Länge gezogen, und es schien, daß sie sich, ohne Hoffnung einer Wiederanknüpfung, zerschlagen müßten.

Wenn die Angabe Napoleons, wie wir glauben, Grund hat, so fällt das Hinhalten eines Friedensschlusses mit dem römischen Hofe, vornehmlich dem

Direktorium zur Last, dessen Habsucht und Erwerbslust zu jener Zeit auf's höchste gestiegen waren. Nachdem unter der Vermittlung des spanischen Bothschafters Azara dem Pabste, der dafür große Summen erlegen, kostbare Gemälde und Statuen ausliefern, auch die Legationen Ferrara und Bologna abtreten mußte, ein Waffenstillstand bewilligt worden war, schickte Seine Heiligkeit zwei Bevollmächtigte zur Abschließung des Friedens nach Paris. Allein die Bedingungen waren so hart, daß der Pabst, so verzweifelt auch seine Lage war, dieselben schlechterdings nicht annehmen zu können glaubte. Er sollte zehn Jahre lang eine große Menge Getreides liefern, sechs Jahre lang einen Tribut von sechs Millionen römischer Kronen bezahlen, die Häfen von Ancona und Civita-Vecchia auf immer an Frankreich abtreten, und die Unabhängigkeit von Ferrara, Bologna und Ravenna anerkennen. Um zur Unterdrückung noch die Schmach zu fügen, wurde die gänzliche Auslieferung des clementinischen Museums gefordert, und nebenbei noch bestimmt, daß Frankreich, unter der Aufsicht seines Gesandten, zu Rom einen eigenen Gerichtshof und ein eigenes Theater haben sollte. Endlich sollte die weltliche Herrschaft über den Kirchenstaat durch einen Senat und eine Volksversammlung ausgeübt werden.

Man hätte sich in diese Bedingungen noch fügen

können, obgleich sie darauf angelegt waren, Seine Heiligkeit aller weltlichen Herrschaft zu berauben; allein es wurden noch andere Dinge gefordert, die der Pabst als Oberhaupt der Kirche, nicht bewilligen konnte, wenn er anders noch die Rechte, die mit dieser Würde verbunden sind, ansprechen wollte. Er sollte alle seit 1789 gegen Frankreich erlassene Breven zurücknehmen, dem Konstitutionseid, wodurch die französische Geistlichkeit die Verbindung mit dem römischen Stuhle aufgab, Gesetzeskraft verleihen und die Einziehung der Kirchengüter genehmigen. Allein Schätze mögen vom Pabste ausgeliefert, weltliche Würden abgelegt und Provinzen abgetreten werden, das jedoch, was den Lehrsätzen der Kirche, deren Vertreter er ist, schnurstracks zuwiderläuft, konnte er nicht thun. Nur wenige Geistliche in Frankreich hatten Anstand genommen, ihre Ergebung gegen die römische Kirche dadurch zu bezeugen, daß sie das Loos der Verbannung der Leistung des Konstitutionseides vorzogen. Es war jetzt an dem Oberhaupte der Kirche, dieselbe uneigennützige Hingebung durch sein persönliches Benehmen zu beurkunden.

Nachdem daher das Kardinals-Kollegium die Anträge Frankreichs, als das Gewissen verletzend, verworfen hatte, erklärte der Pabst seinen festen Entschluß, eher das Aeußerste zu erdulden, als Bedin-

gungen einzugehen, die er für vernichtend, entehrend und selbst für gottlos halte. Das Direktorium beschloß nun hinwiederum den gänzlichen Untergang des Pabstes und die Vernichtung seiner Gewalt, der geistlichen sowohl, als der weltlichen.

Napoleon dachte nicht wie die Regierung. In moralischer Beziehung würde eine Aussöhnung mit dem Pabste von großem Nutzen für Frankreich gewesen seyn, dasselbe wieder mit andern katholischen Nationen befreundet und den Abscheu, den es wegen seines ruchlosen und atheistischen Strebens geweckt hatte, gemildert haben. Selbst die Armee des heiligen Stuhles war nicht so ganz zu verachten, wenn nämlich in dem Kriege mit Oesterreich ein Unfall eintreten sollte. Aus diesen Gründen bewog er das Direktorium, in Florenz neue Unterhandlungen anzuknüpfen. Als aber die französischen Bevollmächtigten in sechzig vorläufigen und unabänderlichen Artikeln dieselben Bedingungen wieder vorbrachten, die der Pabst, als seinem Gewissen zuwiderlaufend, bereits verworfen hatte, so wurden die Verhandlungen wieder abgebrochen, und der Pabst beschloß in seiner Verzweiflung mit dem Hause Oesterreich gemeinschaftliche Sache zu machen und, was der römische Stuhl schon lange nicht mehr gethan hatte, Waffengewalt zu gebrauchen.

Es war ein Fall der äußersten Noth; allein die Schilderhebung der päbstlichen Regierung, deren

Kriegsmacht schon längst der Gegenstand des Spottes gewesen war, *) gegen den Besieger von fünf österreichischen Armeen erinnert und an den Priamus, den unglücklichen Greis, der seine rostige Rüstung anlegte, um die Schwäche seines hohen Alters mit der jugendlichen Kraft des Pyrrhus zu messen **). — Doch benahm sich Pius VI. energisch genug; er ließ einen Transport von sechszehn Millionen, die so eben in die französische Kriegskasse abgeliefert werden sollten, wieder nach Rom zurückführen, und bot allem auf, seine Armee zu verstärken, die durch die Vermittlung der ausgezeichneten römischen Familien auch wirklich auf 40,000 Mann gebracht und unter den Befehl desselben Generals Colli gestellt wurde, der in dem Feldzuge auf den Alpen, die sardinischen Truppen mit Auszeichnung befehligt hatte. Die Geistlichkeit gab sich die größte Mühe, den bevorstehenden Krieg als einen Kreuzzug darzustellen und die Wuth des Landvolks in den Appenninen aufzu-

---

*) Voltaire nennt in einem seiner Romane den Pabst einen alten Herrn, der eine Leibwache von hundert Mann hatte, welche die Wache mit Regenschirmen beziehen und mit niemand Krieg führen.

**) Arma diu senior desueta, trementibus aevo
Circumdat nequicquam humeris, et inutile ferrum
Cingitur — —

Aeneid, Lib. II.

regen, welches die Franzosen nicht nur als Fremde, sondern auch als Ketzer haßte. Der Pabst suchte sich auch mit dem König beider Sicilien auf das engste zu verbinden, und dieser versprach insgeheim, Rom mit einer Armee von dreißigtausend Mann zu decken. Auf die Treue des Hofes von Neapel konnte man sich freilich nur wenig verlassen; der französische Gesandte verglich aber den Pabst mit einem Menschen, der, um nicht in einen Abgrund zu fallen, sich sogar an einem rothglühenden Eisen festhalten würde.

Während der römische Hof sich solchergestalt rüstete, machte es Napoleon der französischen Regierung zum Vorwurf, die Unterhandlungen abgebrochen zu haben; er meinte, man hätte den Ausgang von Alvinzi's Operationen, oder wenigstens die Ablieferung von jenen sechzehn Millionen, deren er für seine Armee so sehr bedurfte, abwarten sollen. Er erhielt zufolge dieser Vorstellungen die Erlaubniß, die Unterhandlungen nach etwas veränderten Bedingungen wieder anzuknüpfen. Der Pabst war jedoch schon zu weit gegangen; selbst der Sieg von Arcola und die Drohungen Napoleons, an der Spitze eines fliegenden Korps gegen Rom zu ziehen, vermochten nicht, seinen Entschluß zu ändern. „Mag der französische General bis nach Rom kommen," sagte der päbstliche Minister, „der heilige Vater kann allenfalls seine Hauptstadt verlassen, je weiter

„sich dagegen die Franzosen von der Etsch entfer„nen, desto näher sind sie ihrem Verderben.“ Napoleon schloß aus dieser feindseligen Antwort, daß der Pabst noch immer auf den Entsatz von Mantua hoffe; um ihn aber zu züchtigen, mußte er erst mit Alvinzi und Provera fertig geworden seyn. Nach den entscheidenden Schlachten von Rivoli und La Favorita hatte es aber Napoleon in seiner Gewalt, die Macht des heiligen Stuhles, wie sie eben war, zu brechen. Zu diesem Ende trug er dem General Victor auf, mit einer französischen Division von 4000 Mann und mit etwa eben so viel Italienern, die von der Lombardei und der transpadanischen Republik gestellt wurden, auf der Straße von Imola in den Kirchenstaat einzufallen.

Mittlerweile hatte die Geistlichkeit in der Romagna das Aeußerste gethan, um die Bauern zu einem Aufstande in Masse zu vermögen; bei dem Schall der Sturmglocke erhoben sich auch viele von ihnen. Ein solches Aufgebot ist aber mehr dazu geeignet, durch die Operationen des kleinen Krieges, der in der Flanke und in dem Rücken des Feindes gegen seine Hülfsquellen geführt wird, einer regelmäßigen Armee Abbruch zu thun, als dieselbe auf offenem Felde zu bekämpfen. Die eigentliche päbstliche Armee, aus etwa 7 = bis 8000 Mann bestehend, hielt den Senio, südlich von Imola, besetzt, und verwehrte den Uebergang. Am Ufer waren Kanonen

aufgestellt; da aber der Bach ungewöhnlich seicht war, so gingen die Franzosen anderthalb Meilen oberhalb dieser Stellung auf das andere Ufer, griffen die römische Armee im Rücken an, die nach einem kurzen Widerstande nach allen Richtungen zerstiebte. Einige hundert wurden getödtet, und unter diesen befanden sich mehrere Mönche, die, mit dem Krucifix in der Hand, sich in die Reihen gestellt hatten, um die Soldaten anzufeuern. Faenza leistete Widerstand und ward mit Sturm genommen; die Großmuth oder die Klugheit Napoleons aber hielt die Soldaten von der Plünderung ab, und die Kriegsgefangenen wurden entlassen, um von ihrer eigenen Niederlage, von der unwiderstehlichen Uebermacht des französischen Heeres, und von der Milde des siegreichen Generals im Innern des Landes die Kunde zu verbreiten.

Den Tag darauf wurden 3000 Mann päbstlicher Truppen in einer vortheilhaften Stellung, gegenüber von Ancona, von Colli befehligt, ohne einen Schuß zu thun, zu Kriegsgefangenen gemacht; Ancona, ein ziemlich fester Ort, ergab sich nach kurzem Widerstande. Es war hier ein seltsames Stückchen von Pfaffenlist gespielt worden, um das Volk zum Widerstande zu ermuthigen. Man sah ein wunderthätiges Marienbild Thränen vergießen, und die französischen Künstler konnten nicht entdecken, wie es damit zuging, bis man dasselbe ins Hauptgar-

tier brachte und die Glasscheibe abnahm, durch welche die Täuschung vermittelt wurde. Die Madonna ward der Kirche, der sie gehörte, zurückgegeben, hatte sich aber wahrscheinlich mit den fremden Pilgern ausgesöhnt, denn sie weinte fortan nicht mehr.

Am 10. Febr. kamen die Franzosen, die ihre Schritte beschleunigten, nach Loretto, wo die berühmte Santa Casa, für den Katholiken ein Gegenstand des Triumphs oder des geheimen Spottes ist, je nachdem Glaube oder Zweifelsucht bei ihm vorherrscht. Die Schätze, die diesem Heiligthume von den Glaübigen geschenkt worden seyn sollen, waren von Colli fortgeschafft worden, wenn sie anders nicht schon weit früher nach Rom gekommen waren. Doch fiel noch an edlen Metallen und an Edelsteinen ein Werth von einer Million Livres den Franzosen in die Hände, sammt dem Bilde unserer lieben Frauen von Loretto, dem Topfe und dem Nachtgewande von schwarzgefärbtem härenem Zeuge, deren die gebenedeite Jungfrau sich bedient haben soll. Das Bild, ein, wie man glaubt, im Himmel selbst verfertigtes Kunstwerk, mußte nach Paris wandern, ward aber im Jahre 1802 dem Pabste wieder zurückgegeben, — ob zugleich mit den Schätzen, dem Eigenthume der Madonna, haben wir nicht in Erfahrung bringen können.

Während die französische Armee auf dem römischen Gebiete vorrückte, ward mit einer Einschrei-

tung des Königs von Neapel gedroht, die bemerkenswerth ist, weil sie einerseits den Karakter dieses Hofes bezeichnet, andererseits die Gewandtheit beweist, mit der Napoleon die Künste der Diplomatie vorauszusehen und zu vereiteln wußte.

Der Prinz Belmonte-Pignatelli, der sich in dem französischen Hauptquartier aufhielt, mehr vielleicht in der Eigenschaft eines Beobachters, als eines neapolitanischen Gesandten, erbat sich von dem Obergeneral eine geheime Audienz, und zeigte ihm im größten Vertrauen einen Brief der Königin beider Sicilien, worin der Aufbruch einer Armee von 30,000 Mann gegen Rom in Anregung gebracht war. „Ich werde Ihr Vertrauen erwiedern,“ sagte Buonaparte, der mit Einem Blick den Zweck dieser Mittheilung durchschaute; — „Sie sollen erfahren, was ich in einem „solchen Falle schon längst zu thun beschlossen ha„be!“ — Er ließ sich sofort das Portefeuille reichen, das die Papiere in Betreff Neapels enthielt, und theilte dem verblüfften Prinzen die Abschrift einer im November geschriebenen Depesche mit, worin folgende Stelle vorkam: „Das Anrücken von „Alvinzi sollte mich nicht abhalten, zur Züchtigung „des römischen Hofes 6000 Mann zu verwenden; „da aber die neapolitanische Armee demselben Bei„stand leisten könnte, so denke ich diese Unterneh„mung zu verschieben, bis Mantua in unsern Hän„den seyn wird. Sollte der König von Neapel sich

„alsdann rühren, so kann ich 25,000 Mann erübrigen, „die ihm seine Hauptstadt nehmen und ihn selbst „nach Sicilien vertreiben werden.“ — Der Prinz war mit dem Erfolge dieser gegenseitigen Mittheilung sehr zufrieden, und es verlautete ferner nichts mehr von einer bewaffneten Einschreitung der Neapolitaner.

Von Ancona aus zog die Division Victor links gegen Foligno, um sich mit einer andern französischen Kolonne, die über Perugia in den Kirchenstaat eindrang, zu vereinigen, was auch ohne weiters geschah. Aller fernere Widerstand schien jetzt unnütz; es half nichts, daß der Pabst seine Unterthanen aufforderte, sich gegen den zweiten Alarich, der jetzt die heilige Stadt bedrohte, zu erheben; sie hörten nicht auf seine Ermahnungen, obgleich dieselben im Namen der heiligen Jungfrau, im Namen der Apostelfürsten Petrus und Paulus geschahen, die in dergleichen Bedrängnissen seit undenklichen Zeiten als die Beschützer der Hauptstadt der christlichen Welt galten. Nur Schrecken und Bestürzung herrschten jetzt in St. Peters Erbtheil, dem einzigen Gebiete, das seinem Stellvertreter geblieben war.

Aber in Rom hatte eine unglückliche Klasse von Menschen, die aus Pflichttreue ihre Heimath und alle ihre Hülfsquellen verlassen hatten, Zuflucht und Aufnahme gefunden. Wir meinen die französischen eidscheuen Priester, die jetzt, eingedenk der in Frank-

reich erlittenen schrecklichen Verfolgung, kaum ein besseres Loos erwarteten, als, wie jener israelitische Feldhauptmann, an dem Altare selbst, zu dem sie geflohen waren, abgeschlachtet zu werden. Einer von ihnen, durch die Gefahr, von der er, wie er glaubte, bedroht war, verrückt geworden, soll sich zu dem französischen Obergeneral begeben, seinen Namen und Stand bekannt und nur um eine schleunige Hinrichtung gebeten haben. Napoleon ergrif diese Gelegenheit, um nochmals zu zeigen, daß er den grausamen Verfolgungsgeist der Jakobiner nicht theile. Er erließ eine Proklamation, worin er, unter Voranstellung des Satzes, daß die eidscheuen Priester, obgleich aus Frankreich verbannt, doch befugt seyen, sich in den Ländern, wohin der Krieg die Franzosen etwa führen möge, aufzuhalten, seine Zufriedenheit über das Betragen derselben bezeugte. In dieser Proklamation wird sodann dem französischen Militär, unter Androhung der strengsten Strafen verboten, diesen Unglücklichen Verbannten auch nur das geringste zu Leid zu thun. Zugleich wurden die Klöster angewiesen, ihnen Obdach und Nahrung zu geben, und jedem monatlich fünfzehn Livres abzureichen, wofür die Priester verbunden waren, Messen ad valorem zu lesen. So wurde den italienischen Klöstern ihre Gastfreundschaft in derselben Münze vergolten, mit der sie die Laien zu bezahlen pflegten.

Vielleicht sollte der Pabst durch dieses milde Benehmen bewogen werden, sein Schicksal der Großmuth Frankreichs zu überlassen, wozu ihm Napoleon in einer vertraulichen, durch den Vorstand des Camaldulenserordens besorgten Mittheilungen, und öffentlich in einem an den Kardinal Mattei gerichteten Schreiben bereits gerathen hatte. Der König von Neapel that nichts zu seinen Gunsten. Nach langem Besinnen, und als der Wagen, der ihn nach Neapel bringen sollte, schon bereit war, dachte der Pabst endlich, daß Widerstand und Flucht gleich vergeblich seyn möchten, und fügte sich in das demüthigende Loos einer gänzlichen Ergebung in den Willen des Siegers.

Es war die Absicht des Direktoriums, die weltliche Herrschaft des Pabstes gänzlich zu vernichtet und ihn alles zeitlichen Besitzes zu berauben. Allein Buonaparte sah voraus, daß die Vereinigung des Kirchenstaates mit der neuen transpadanischen Republik, oder auch die Umbildung desselben in einen besondern Freistaat einen Krieg mit Neapel herbeiführen müßte, noch ehe die Verhältnisse im nördlichen Italien es gestatten würden, mit hinreichender Sicherheit ein französisches Truppenkorps bis an das südlichste Ende der Halbinsel zu schicken, wo die Engländer so leicht landen und Aufstände erregen konnten. Diese Aufstände mußten, wie Napoleon voraussah, um so gefährlicher und um so unbezwinglicher

werden, als er den Pabst wohl seiner weltlichen, aber nicht seiner geistlichen, von jedem Katholiken anerkannten Herrschaft berauben konnte. Letztere mußte an Bedeutung und Einfluß gewinnen, wenn sie von einem apostolischen Wanderer, einem Märtirer seines Glaubens, geübt wurde; sie ward unschädlicher, wenn der Vater der Gläubigen sich in die Umstände fügte und so viel des irdischen Gutes beibehielt, als ihm die Milde des Siegers gestatten mochte.

Durch diese Betrachtungen bewogen, bewilligte Buonaparte dem Pabste einen Frieden, der zu Tolentino zu Stande kam und durch welchen Pius VII. seine politische Existenz um den höchsten, kaum zahlbaren Preis erkaufte. Napoleon führt, als einen Beweis des verschmitzten und über alle sittlichen Motive sich wegsetzenden Karakters, der Neapolitaner den Umstand an, daß derselbe Pignatelli, von dem bereits die Rede gewesen ist, sich während der Verhandlungen zu Tolentino auf das engste an die Bevollmächtigten anschloß und um in seinem Eifer zu entdecken, ob in dem Vertrage zwischen Seiner Heiligkeit und Buonaparte kein geheimer Artikel, zum Nachtheile seines Herrn beliebt würde, beharrlich an der Thüre des Gemaches lauschte, wo die Unterhandlungen gepflogen wurden.

Zufolge der Friedensbedingungen mußte der Pabst die Grafschaft Avignon, deren Vereinigung mit Frank

reich bis jetzt nicht anerkannt worden war, förmlich abtreten, auf die Legationen Bologna, Ferrara und Romagna Verzicht leisten, die Besatzung von Ancona, mit Ausnahme von Venedig des einzigen Hafens am adriatischen Meere, gestatten, dreißig Millionen Livres in klingender Münze oder in vollgültigen Briefen bezahlen, endlich die Bestimmungen des Waffenstillstandes von Bologna, in Beziehung auf die Ablieferung von Gemälden, Manuscripten und sonstigen Kunstgegenständen, ihrem ganzen Inhalte nach vollziehen, und sich noch zu andern, nicht minder strengen Bedingungen verstehen.

Ein Gegenstand, auf welchem bei diesem Vertrag ein großes Gewicht gelegt wurde, war die Aufhebung der Inquisition, wovon Buonaparte aber abging, nachdem er die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß dieselbe nicht mehr als ein Gerichtshof in Religionssachen, sondern blos zur Handhabung der öffentlichen Sicherheit noch bestehe. Das Gewissen des heiligen Vaters war bei dem Vorschlage hierüber so tief verwundet, daß man es räthlich fand, solchen nicht weiter zu berühren.

Dieselbe Depesche, in welcher Buonaparte dem Direktorium vermeldete „der ihm zugegebene Künstlerausschuß habe auf dem päbstlichen Gebiete eine reiche Ernte von Gemälden und Kunstwerken, der seltensten, die es mit Ausnahme einiger in Turin

und Neapel befindlicher Gegenstände, gebe, eingesammelt," — dieselbe Depesche enthielt noch eine Beilage ganz anderer Art: das sehr ehrerbietige und beinahe unterwürfige Schreiben von Napoleon an den Pabst, worin er Seine Heiligkeit ersucht, denjenigen Personen, welche die aufrichtigen Gesinnungen Frankreichs verdächtigen möchten, kein Gehör zu schenken, und die Versicherung beifügt, daß die französische Republik sich gegen Seine Heiligkeit jederzeit redlich erweisen werde, daß er selbst die größte Verehrung für Dieselbe hege und nichts sehnlicher wünsche als solche zu bethätigen.

Dieser Brief ward zu jener Zeit für sehr ergetzlich gehalten, in soferne er nicht sowohl die Gesinnungen eines Sansculottengenerals, sondern vielmehr diejenigen eines civilisirten Wegelagerers offenbarte und an jenen Macheath erinnerte, der die Reisenden, die er geplündert, nie anders entließ, als mit den besten Wünschen für ihr gutes Fortkommen.

Weit edler und liebenswürdiger erscheint das Betragen Napoleons gegen die kleine aber interessante Republik San Marino. Dieser Staat, der den Pabst nur als seinen Beschützer, nicht als Oberherrn anerkennt, hatte in einer langen Zeit eine Unabhängigkeit behauptet, die von allen Eroberern, sey es aus Geringschätzung oder aus Achtung verschont worden war. Er besteht aus einem einzigen Berge und aus

einer einzigen Stadt, und zählt etwa 7000, durch ihre eigenen Gesetze regierten Einwohner. Bürger Monge, Vorsteher des Ausschusses der zum Einsammeln der Kunstwerke aufgestellten Künstler, wurde nach San Marino gesendet, um die Bande der Freundschaft zwischen den beiden Republiken enger zu knüpfen, wobei man an ein Bündniß zwischen Liliput und Brobdignag erinnert werden mochte. In dieser kleinen Republik gab es keine Gemälde, wodurch der Bürger Kunstsammler hätte in Versuchung geführt werden können. Das Volk von San Marino benahm sich auf eine sehr vernünftige Weise, und, obgleich gegen Napoleon noch weit artiger, als einst Diogenes gegen Alexander, von dem er in seinem Fasse einen Besuch erhielt, ging es in diesem Stücke doch nicht zu weit. Diese Bürger lehnten auf das ehrerbietigste jede Vergrößerung ihres Gebietes ab, durch die sie nur in der Folge mit dem Staate, auf dessen Kosten sie geschah, in Händel verwickelt worden wären. Sie nahmen blos als Ehrengeschenk vier Feldstücke an, die einen ihrer Kriegsmacht angemessenen Artilleriepark bildeten und von denen die Oberhäupter dieses zufriedenen Staates hoffentlich nie werden Gebrauch machen müssen.

Rom konnte, wenigstens für den Augenblick, als völlig unterjocht gelten. Neapel war im Friedenszustand, wenn anders die Unterzeichnung eines Vertrags Frieden schaffen kann. Von Rom so weit ent-

fernt und nach der Niederlage der päbstlichen Kriegsmacht noch schärfer bewacht, — in der Furcht, daß die englische Seemacht, die ohnehin von dem Kriegsschauplatze zu weit entfernt war, aus dem mittelländischen Meere vertrieben werden möchte, wagte es der König beider Sicilien, oder vielmehr seine Gemahlin, die stolze Tochter der Marie Theresie, nicht, den Vorkehrungen des französischen Generals das mindeste in den Weg zu legen. Toscana hatte sich, wie es scheint, darein gefügt, sein politisches Daseyn der Gnade oder der Verachtung Napoleons verdanken zu müssen, und verhielt sich, in der Hoffnung, daß irgend eine Uebereinkunft zwischen den Franzosen und Engländern dem Großherzog wieder zum Besitz von Livorno verhelfen würde, still und ruhig wie ein Todter. Nur die Republik Venedig, die ihre ehemalige Wichtigkeit nicht vergessen konnte, und sich doch ihrer gegenwärtigen Ohnmacht bewußt war, gab sich alle Mühe wieder eine ehrfurchtgebietende Stellung anzunehmen. Diese weiland so mächtige Stadt, das Tyrus des Mittelalters, deren Bürger Fürsten, deren Kaufleute die geehrtesten der Welt waren, hatte, so tief sie auch gefallen war, noch immer einen Schein von Kraft beibehalten. Ihre oligarchische Regierung, so lange berühmt und gefürchtet wegen ihrer eifersüchtigen Wachsamkeit ihrer Staatsklugheit, der Undurchdringlichkeit ihrer Plane

und

und ihrer unbeugsamen Strenge, zeigte in ihrer Haltung gewissermaßen einen Karakter von Unabhängigkeit und versäumte nicht, durch Errichtung neuer slavonischer Regimenter, durch militärische Abrichtung ihres sehr kriegerischen Bauernvolks und durch Bildung beträchtlicher Kriegsmagazine das Ansehen einer Macht zu gewinnen, um deren Freundschaft man sich bewerben, deren Feindschaft man fürchten müsse. Es war bereits nicht zu verkennen, daß die Oesterreicher, ungeachtet ihrer neuesten Niederlagen, sich an ihrer italienisch deutschen Grenze von Neuem aufstellen würden und daß die Neutralität von Venedig für Frankreich Werth haben mußte, in soferne Napoleon im Vorrücken gegen das Friaul eben nur mittelst dieser Neutralität die eine Flanke seiner Operationen decken konnte. Unter solchen Umständen und wenn man erwog, daß die ehemalige Beherrscherin des adriatischen Meeres noch über 50,000 Mann, die größtentheils aus rüstigen und kriegerischen Slavoniern bestanden, gebot, war Venedig auch jetzt noch eine Macht, die man nicht gegen sich aufbringen mußte. Aber die Inwohner waren nicht gleichen Sinnes, besonders diejenigen der Terra firma, oder des Festlandes, die, weil ihre Namen nicht in dem goldnen Buche des venetianischen Insularadels standen, sich unzufrieden zeigten, und durch die neugeschaffenen Republiken am Po noch aufgemuntert wurden, sich

der Herrschaft von Venedig zu entziehen. Brescia und Bergamo insbesondere erhoben ein Unabhängigkeitsgeschrei.

In diesem Zustand von Zwietracht sah Napoleon für sich ein bereits gewonnenes Spiel; während er einerseits den Eifer der Patrioten einstweilen zu mäßigen suchte, gab er sich auf der andern Seite alle Mühe, den Senat von Venedig zu überzeugen, daß es für ihn keine andere Politik gebe, als mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß zu schließen und seine Truppen mit derjenigen Armee zu vereinigen, die jetzt im Begriffe war, den Oesterreichern zu Leibe zu gehen. Er erbot sich unter diesen Bedingungen der Republik ihre Besitzungen zu garantiren, ohne auf irgend eine Modifikation ihrer oligarchischen Verfassung zu bestehen. Aber die Venetianer wollten sich durchaus neutral verhalten, und zwar, wie sie sagten, in Gemäßheit ihrer althergebrachten, so weisen Politik, von der sie nicht lassen könnten. „Es sey so!" erwiederte Napoleon, „bleibt neutral! Ich habe nichts dagegen; ich ziehe gegen Wien, lasse aber französische Truppen zurück, um Eure Republik im Auge zu behalten. — Entlasset jedoch Eure neuerlich ausgehobenen Truppen, und wisset, daß während meines Aufenthalts in Teutschland auf Eurem Gebiete meine Verbindungen, meine Zuzüger, meine Zufuhren unterbrochen, angegriffen, aufgehoben wer-

den sollten, die letzte Stunde Eurer Republik geschlagen hat, und sie selbst ihren Untergang verschuldet haben wird."

Damit diese Drohungen in seiner Abwesenheit nicht vergessen würden, legte er Besatzungen in die vortheilhaftesten Posten an der Etschlinie; und nun, zum Theil auf diese, zum Theil auf die Insurgenten von Bergamo und Brescia, die gegen ihre ehemaligen Herren sich nöthigenfalls selbst wehren mußten, zählend, ließ Napoleon abermals seine Banner wehen und rückte zu neuen Siegen über noch ungeprüfte Gegner vor.

Drittes Kapitel.

Erzherzog Karl; — Vergleichung desselben mit Napoleon; — Er ist durch den Hofkriegsrath beschränkt. — Napoleon geht mittelst einer Kriegslist über den Tagliamento, und zwingt den Erzherzog zum Rückzuge. — Erstürmung von Gradisca. — Chiusa Veneta wird von Massena genommen; — Die Oesterreicher büßen 5000 Mann, Gepäcke, Kanonen u. d. gl. ein. — die Franzosen bemächtigten sich der Seehäfen von Triest und Fiume. — Venedig bricht die Neutralität, und eröffnet die Feindseligkeiten

durch das Niedermetzeln von hundert Franzosen zu Verona; — Bestürzung desselben bei der Nachricht, daß zwischen Oesterreich und Frankreich ein Waffenstillstand abgeschlossen sey. — Umstände, die diesen herbeiführen. — Der Erzherzog zieht sich eiligst nach Wien zurück. — Seine Aussichten, dasselbe mit Erfolg zu vertheidigen. — Unschlüssigkeit der Regierung und des Volks; — Unterzeichnung des Vertrags von Leoben. —

Durch seine Siege am Rhein, durch seine Beliebtheit bei den Soldaten erschien der Erzherzog Karl als der geeignetste Feldherr zur Bekämpfung des jungen Generals der französischen Republik, der, wie der Günstling einer Fee, alle Gegner, die gegen ihn aufgetreten waren, niedergeworfen hatte. Europa verschob sein Urtheil über den wahrscheinlichen Ausgang dieses Kampfes. Beide Feldherren waren jung, ehrgeizig, begeistert für ihren Beruf, angebetet von ihren Soldaten. Beider Ruhm war in die weite Welt erschollen, und obgleich Buonaparte stetiger gesiegt hatte, so war doch nicht zu läugnen, daß die Plane des Erzherzogs, wenn auch nicht so glänzend und originell, wie jene seines großen Gegners, doch richtig und tief gedacht waren, und oft große Resultate bewirkt hatten, wie z. B. die Niederlage von Jourdan und den Rückzug von Moreau.

Hinsichtlich zweier Punkte stand jedoch der österreichische Prinz weit hinter Napoleon: er hatte nicht, wie dieser, das lebendige, unwandelbare Selbstvertrauen, das den günstigen Augenblick zur Ausfüh-

rung wohlerwogener Plane zu ergreifen weiß; er war überdieß, ungeachtet seines hohen Ranges, in einer gewißen Abhängigkeit von dem Hofkriegsrathe, der zu Wien, dem Schauplatze des Krieges, entrückt, doch durch die alten argwöhnischen Gesetze des österreichischen Kaiserstaats befugt war, eine Aufsicht über den Feldherrn zu üben und im voraus den Armeen ihre Bewegungen vorzuschreiben, während die mit der Ausführung beauftragten Generale sich in den meisten Fällen lediglich an ihre Instruktionen halten mußten, wie sehr auch die Umstände sich ändern und ein anderes Verfahren gebieten mochten.

Obgleich aber das Aufeinandertreffen dieser zwei jungen und ausgezeichneten Generale höchst interessant ist, so gestattet uns doch der Raum nicht, den Feldzug in Oesterreich eben so ausführlich abzuhandeln, wie diejenigen in Italien. Mit dem letztgenannten eröffnete Buonaparte seine militärische Laufbahn; in keiner der folgenden Perioden seines Lebens hat er unter so ungünstigen Umständen und mit so geringen Mitteln so Unerhörtes geleistet. Wir konnten auch nicht umhin, in der Einleitung seiner militärischen Geschichte den Karakter seiner Kriegsmanier genau anzugeben und jenes System der Massenbildung ins Licht zu setzen, wodurch er, die Endpunkte einer weit ausgedehnten Operationslinie vernachläßigend, wie ein kühner und gewandter Fechter seine ganze Kraft zu Einem Stoße zusammennahm,

der, gegen das Herz des Gegners gerichtet, wenn er traf, tödtlich seyn mußte. Nachdem jetzt die erstaunliche Raschheit seiner Bewegungen, die ungestümme Lebhaftigkeit seiner Angriffe in so vielen einzelnen Fällen gezeigt worden ist, können wir uns begnügen, dieselben fortan nur anzudeuten. Auch wollen wir unsere Leser, wie uns selbst, mit einer zu genauen Beschreibung der Stellungen verschonen und diese Blätter nicht mit den Namen von unbekannten Dörfern anfüllen, es sey denn, daß irgend ein bedeutendes und ausgezeichnetes Gefecht eine Ausnahme gebiete.

Nach der Weisung des Hofkriegsraths hatte der Erzherzog Karl seine Stellung in Friaul genommen, wo die sechste österreichische Armee, gegen Napoleon und zur Vertheidigung der italienisch-deutschen Grenze bestimmt, sich versammeln sollte. Es muß auffallen, daß diese Stellung vor derjenigen im Tyrol gewählt wurde, wo der Erzherzog zehn Tage früher sich mit den 40,000 Mann, die ihm von der Rheinarmee zukommen sollten, hätte vereinigen können. Diese Truppen hatten unter seiner Anführung gefochten und gesiegt; jene im Friaul und an der Piave dagegen gehörten zu den unglücklichen österreichischen Armeen, die unter Beaulieu, Wurmser und Alvinzi in allen Gefechten gegen Napoleon mehr oder weniger den Kürzern gezogen hatten.

Während der Erzherzog die Verstärkungen, die den Kern seiner Armee bilden sollten, erwartete, hatte sein thätiger Gegner mehr als 20,000 Mann von den französischen Rheinarmeen an sich gezogen und sich dadurch für den Augenblick über seinen Gegner den Vortheil der Mehrzahl verschafft. Statt daher, wie in frühern Fällen, die Eröffnung des Feldzugs von Seiten der Oesterreicher abzuwarten, beschloß Napoleon, dem Erzherzog noch vor dem Eintreffen seiner Verstärkungen entgegen zu gehen, ihn aus seiner Stellung an der italienischen Grenze zu vertreiben und ihm nach Deutschland und selbst bis nach Wien zu folgen. Auch das kühnste war für ihn nicht zu kühn, auch das Schwerste nicht unausführbar, und seine Soldaten, die sich in die Tiefen eines unermeßlichen Reiches wagen und sich durch Gebirgsketten von allen ihren Hülfsquellen abgeschnitten sehen sollten, vertrauten so sehr den Talenten ihres Führers, daß sie, schon des Sieges gewiß, ihm zu folgen kein Bedenken trugen. Buonaparte hatte von dem Direktorium die Zusage erhalten, daß die Rheinarmeen, wie im vorigen Feldzuge, ihrerseits auch vorrücken und zu seinen Gunsten eine Diversion machen würden.

Buonaparte rückte zu Anfang des März nach Bassano vor. Die Oesterreicher hatten ein Observationskorps unter Lusignan an der Piave, ihre Hauptmacht aber stand an dem Tagliamento, einem mit

der Piave dreißig Meilen weiter ostwärts derselben parallel laufenden Flusse. Auf den Ebenen an dem Tagliamento konnte der Erzherzog seine treffliche Reiterei verwenden, die von jeher der Stolz der österreichischen Armeen gewesen ist. Sollte er aus dem an festen Stellungen so reichen Gebirgslande, das er inne hatte, und wo er die Straße, die, zwischen dem Gebirge und dem adriatischen Meere hinziehend, eine Verbindung zwischen Wien und Italien durch das Kärnthnerland einleitet, deckte, vertrieben werden, so mußte man ihn nicht nur in der Fronte angreifen, was Buonaparte sich selbst vorbehielt, sondern auch durch Bedrohung seines rechten Flügels auf der Gebirgsseite zu einem übereilten Rückzuge zwingen. Letzteren Auftrag erhielt Massena mit seiner Division, und er vollzog denselben mit der größten Geschicklichkeit und Tapferkeit. Am 11. März ging er über die Piave und an diesem Flusse hinauf in das Gebirge gegen Belluno, indem er das kleine Observationskorps von Lusignan vor sich her trieb und so lebhaft drängte, daß der Nachtrab desselben, der aus 500 Mann bestand, sich ergeben mußte.

Der Erzherzog Karl behauptete indessen seine Stellung an dem Tagliamento, und die Franzosen, von Napoleon selbst geführt, näherten sich dem rechten Ufer dieses Flusses und schienen den Uebergang mit Gewalt erzwingen zu wollen. Dies war jedoch nicht

so leicht, denn das jenseitige Ufer war mit Batterien und Infanterie besetzt, und hinter ihnen stand eine zahlreiche Reiterei in zwei Treffen, bereit, über diejenigen, die es wagen würden überzugehen, sogleich herzufallen.

Eine ganz gewöhnliche Kriegslist machte diese Anordnungen zu Schanden. Nach einer Kanonade aus ziemlicher Entfernung und einigem Geplänkel ging die französische Armee, gleichsam, als gebe sie die Hoffnung eines Uebergangs auf, in etwas zurück, um wie es schien, ihr Nachtlager zu beziehen. Hiedurch getäuscht und in der Meinung, die Franzosen, welche die ganze vorige Nacht auf dem Marsche zugebracht hatten, seyen ermüdet, zog sich der Erzherzog auf dem linken Ufer gleichfalls in sein Lager zurück. Allein zwei Stunden später, als Alles ruhig schien, trat die französische Armee wieder plötzlich unter das Gewehr und rückte mit raschen Schritten in zwei Treffen wieder an das Ufer vor, noch ehe die überraschten Oesterreicher sich wieder in der vorigen Schlachtordnung aufstellen konnten. Am Uferrande angekommen, bildete das erste Treffen sofort mehrere Kolonnen, die sich in den Fluß warfen und auf den Flanken durch Reiterei gedeckt, vorwärts schritten und das jenseitige Ufer erreichten. Die österreichische Reiterei griff dieselben zwar zu wiederholtenmalen an, allein zu spät — sie behaupteten ihre Stellung. Ein Versuch des Erzher-

zogs, sie in der Flanke zu nehmen, ward durch das zweite Treffen und die Reiterei von der Reserve vereitelt. Der Prinz mußte sich zurückziehen und dem Feinde Kanonen und Gefangene überlassen. Dies war das erste unglückliche Zusammentreffen des Erzherzogs Karl mit seinem künftigen Neffen.

Dem Erzherzog wiederfuhr noch ein anderes Unglück: Massena war auf den ersten Kanonenschuß am Tagliamento, etwas oberhalb der österreichischen Stellung, über diesen Fluß gegangen, hatte alle Truppen, die ihm in den Weg kamen, aufgerieben, die Pässe der julischen Alpen, an der Quelle des Flusses, besetzt, und sich demnach auf der kürzesten Verbindungslinie zwischen Wien und dem rechten österreichischen Flügel aufgestellt. Der Erzherzog sah ein, daß er ihn hier nicht stehen lassen dürfe und daß Gefahr auf dem Verzug hafte, er nahm daher ein schönes Grenadierkorps, das so eben vom Rhein her in Klagenfurth eingetroffen war, mit noch andern Truppen, um Massena mit der größten Wuth anzugreifen, wobei er sein Leben wie ein gemeiner Soldat wagte und einigemal beinahe in Gefangenschaft gerathen wäre. Allein vergebens, es half Alles nichts! — Er griff nacheinander zu wiederholtenmalen an; er führte selbst seine letzte Reserve ins Gefecht, konnte aber dem Schicksal des Tages keine andere Wendung geben.

Der Erzherzog hoffte, in dem Gebirgslande,

durch das er sich zurückzog, einige natürliche oder künstliche Stützpunkte zu finden, obgleich er seinen Gegner, wenn dieser einmal die Grenzbezirke zurückgelegt hatte, den Weg in die fruchtbarsten Provinzen des von seinem Bruder beherrschten Kaiserstaats nicht mehr versperren konnte. Zwar schien der Lisonzo, ein sonst tiefer und reißender, von unzugänglichen Bergen eingefaßter Strom, seinen kühnen Verfolgern ein unbesiegliches Hinderniß in den Weg legen zu müssen. Allein sowohl die Natur als die Zufälle stritten gegen die Oesterreicher. Der Strom, durch den Frost seichter geworden, hatte mehrere Furthen, die von den Franzosen benutzt wurden. Die Stadt Gradisca, zur Verstärkung der Stellung am Lisonzo durch Feldschanzen gedeckt, ward überfallen und von den Divisionen Bernadotte und Serrurier im Sturme genommen, die Besatzung von 2500 Mann mußte sich ergeben.

Von allen Seiten gedrängt, erlitten die Oesterreicher mit jedem Tage neue und immer empfindlichere Verluste. Die feste Burg von Chiusa-Veneta ward von Massena genommen, der seine Operationen gegen den rechten Flügel der zurückweichenden Armee ohne Unterlaß und unermüdlich fortsezte. Der Fall von Chiusa-Veneta war die Veranlassung, daß eine ganze österreichische Division eingeschlossen, zerstreut und gefangen genommen wurde; 5000 Mann ergaben sich; ihr Gepäcke, ihr Geschütz, ihre Fah-

nen, sammt allem, was sie zu einer organisirten Division machte, ward eine Beute des Siegers. Unter den Gefangenen befanden sich vier Generale; viele Bergbewohner aus Krain und Kroatien, die sich aus reiner Kriegslust an die österreichische Armee angeschlossen hatten, wurden mißmuthig, als sie sahen, daß das Glück von den Kaiserlichen gewichen sey; sie lösten sich auf, um einzeln in ihre Dörfer zurückzukehren.

Um von ihrer Muthlosigkeit Vortheil zu ziehen, bediente sich Buonaparte des Mittels der Proklamationen, einer Art von Waffe, von der er eben so viel erwartete, als von seinem militärischen Rufe. Er versicherte sie, daß die Franzosen nicht in ihr Land gekommen seyen, um ihre Rechte zu schmälern, oder ihre Religion und Gewohnheiten anzutasten; er ermahnte sie, sich nicht in einen Krieg zu mischen, der sie nicht betreffe, forderte sie aber zugleich auf, ihm Vorschub zu leisten, und die französische Armee zu verpflegen, wofür sie aus der Steuerkasse ihres Landes bezahlt werden sollten. Diese Vorschläge scheinen die Kärnthner mit der Gegenwart der Franzosen ausgesöhnt zu haben, d. h. sie fügten sich in die Erpressungen, denen sie sich mit Gewalt nicht entziehen konnten. Zu gleicher Zeit nahmen die Franzosen Besitz von Triest und Fiume, den einzigen Seehäfen, die den Oesterreichern gehören, und griffen daselbst viele englische Waaren

auf, die ihnen stets eine willkommene Beute waren, auch bemächtigten sie sich der Quecksilberbergwerke von Idria, wo sie reichen Vorrath dieses Minerals vorfanden.

Napoleon ließ die Festungswerke von Klagenfurth wieder herstellen und machte diese Stadt zu einem trefflichen Waffenplatz, und zu seinem Hauptquartier. In einem Zeitraum von kaum zwanzig Tagen hatte er die Oesterreicher in zehn Gefechten geschlagen, in welchen der Erzherzog wenigstens den vierten Theil seiner Armee einbüßte. Die Franzosen hatten die südliche Kette der julischen Alpen überstiegen; die nördliche konnte, wie es schien, den unwiderstehlichen General wohl nicht aufhalten. Der Erzherzog, der Stolz und die Hoffnung der österreichischen Armeen, hatte sich hinter die Muhr zurückgezogen und war, wie es schien, außer Stand, Wien zu decken.

Doch fanden auch andere, den Franzosen weniger günstige Ereignisse Statt, die wir hier nicht übergehen dürfen. Bei Eröffnung des Feldzugs stand General Joubert mit seiner Division in Tyrol, jenseits Trient, an der Levisa, in derselben Stellung, die im vorigen Winter verloren und wieder genommen worden war. Er hatte die österreichischen Generale Kerpen und Laudon gegen sich, die ihre aus einigen Linienregimentern bestehenden Streitkräfte durch ein starkes Aufgebot der Tyroler-Landwehr, die

in ihren Gebirgen wenigstens eben so furchtbar, als das regelmäßige Militär, verstärkt hatten. Beide Theile hatten sich im Anfange blos gegenseitig beobachtet, allein die am Tagliamento gewonnene Schlacht war für Joubert das Zeichen zum Angriffe. Er war angewiesen, im Tyrol bis nach Brixen vorzudringen, woselbst Napoleon Nachricht von dem Vorrücken der französischen Rheinarmeen, die ihn in seinen Operationen gegen Wien unterstützen sollten, zu erhalten hoffte. Allein das Direktorium, das vielleicht Bedenken trug, beinahe die ganze Kriegsmacht der Republik einem einzigen General anzuvertrauen, der so glücklich und ehrgeizig war, wie Buonaparte, hatte in diesem Stück seine Zusage nicht erfüllt. Die Armee von Moreau war noch nicht über den Rhein gegangen.

Joubert, auf diese Weise in seiner Erwartung getäuscht, sah sich nun in einer mißlichen Lage. Die ganze Gegend umher war im Aufstande, und eine rückwärtige Bewegung auf derselben Linie, auf der er vorgerückt war, würde ihm großen Nachtheil gebracht, wo nicht seine völlige Auflösung herbeigeführt haben. Er entschloß sich daher, dem Feinde auszuweichen, und, an der Drau hinabziehend, eine Vereinigung mit seinem Obergeneral zu bewirken. Auf diesem beschwerlichen Marsche suchte er sich gegen den nachsetzenden Feind dadurch zu decken, daß er die Brücken hinter sich abbrach. Nur mit Mühe und

nicht ohne Verlust gelang es ihm indessen, seine Vereinigung auszuführen, und sein Rückzug aus dem Tyrol ermuthigte nicht nur die kriegerischen Tyroler, sondern auch alle Anhänger Oesterreichs im nördlichen Italien. General Laudon brach mit einer ansehnlichen Macht aus dem Tyrol hervor, und zwang das schwache französische Korps unter Balland, sich in die Festungen zu werfen, so daß die Oesterreicher jetzt wieder in einem Theile der Lombardei geboten. Sie nahmen auch wieder Besitz von Triest und Fiume, wo Napoleon nur wenig Truppen gelassen hatte; der Rücken der französischen Armee schien hiedurch gefährdet zu werden.

In dieser Krisis, die für ihre Republik so verderblich wurde, wenn anders der Untergang derselben nicht schon längst beschlossen war, vernahmen die Venetianer mit Wonne die übertriebenen Gerüchte, daß die Franzosen aus dem Tyrol vertrieben worden seyen und daß die Oesterreicher im Begriffe stünden, an der Etsch hinabzurücken, um ihre italienischen Provinzen wieder in Besitz zu nehmen. Die Mitglieder des Senats waren überzeugt, daß weder ihre Regierung, noch sie selbst dem französischen Obergeneral angenehm seyen, und daß sie ihn durch die Ablehnung des angetragenen Bündnisses und durch die Verweigerung der von ihm verlangten Truppen unversöhnlich beleidigt hätten. Er war von ihnen geschieden, unter Drohungen, deren Bedeutung keinem

Zweifel unterlag. Sie glaubten, daß seine Rache, wenn auch aufgeschoben, darum noch keineswegs aufgegeben sey; sie meinten, daß jetzt, wo er, nach ihrer Voraussetzung, im Herzen von Deutschland von dem Landsturme aus dem kriegerischen Ungarn und Kroatien umgeben war, ihr eigenes Gewicht in die Wagschale gelegt, den vortheilhaftesten Ausschlag geben müsse. Daß sie bei dieser Gelegenheit auch ihre aufrührerischen Unterthanen in Bergamo und Brescia züchtigen könnten, kam nebenbei auch in Betracht.

In ihrer Art, den Krieg zu führen, war jenes rachsüchtige Wesen, dessen man ihre Landsleute von jeher beschuldigt hat, nicht zu verkennen. In allen Bezirken, die Venedig noch auf dem Festlande besaß, wurde insgeheim ein Aufstand eingeleitet, der, wie die berüchtigte sicilianische Vesper, mit Blutvergießen und Metzeleyen ausbrach. In Verona wurden mehr als hundert Franzosen, von denen die meisten als krank im Spital lagen, niedergemacht, — eine abscheuliche Grausamkeit, die dem ganzen Unternehmen den Fluch zuziehen mußte. Fioravanta, ein venetianischer General, berennte mit einem Korps Slavonier die Forts von Verona, in die sich die noch übrigen Franzosen geworfen hatten, und wo sie sich vertheidigten. Da jetzt auch Laudon mit seinen Oesterreichern und Tyrolern erschien, so gewann es

das Ansehen, als sey das Glück von Napoleon plötzlich gewichen.

Aber das Erwachen aus diesem lieblichen Traume war eben so plötzlich als schrecklich. Es erscholl die Kunde, daß die Friedenspräliminarien zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande gekommen und zwischen beiden Mächten ein Waffenstillstand geschlossen worden sey. Laudon zog sich daher mit seinen Truppen, auf deren Beistand die Venetianer so sehr gerechnet hatten, von Verona zurück. Die Lombarden schickten den Franzosen Hülfe, die Sclavonier, unter Fioravante, nachdem sie sich wacker geschlagen, mußten sich ergeben, und die aufrührerischen Städte Vicenza, Treviso und Padua wurden wieder von den Republikanern besetzt. Das Gerücht verkündete die schreckliche Zurückkunft Napoleons und seiner Armee; der übel berathene Senat von Venedig gerieth in die größte Bestürzung und hatte kaum noch so viel Besinnungskraft, um zwischen unbedingter Unterwerfung und hoffnungslosem Widerstande zu wählen.

Es war einer der größten politischen Kunstgriffe Napoleons, dem Feinde, wenn er einen den ganzen Feldzug entscheidenden Vortheil über ihn erhalten hatte, sofort den Frieden anzubieten und zwar unter billigeren Bedingungen, als dieser erwarten mochte. Dadurch versicherte er sich die nächsten und unstreitbaren, durch den Frieden anerkannten Vortheile sei-

nes Sieges, und aller der Mittel, die ihm gelegenheitlich zu weiteren Vortheilen verhelfen konnten. Zudem ewarb er sich dadurch den Ruhm der Großmuth und vermied in dem vorliegenden Falle die Gefahr, eine Macht, wie Oesterreich, aufs Aeußerste zu treiben und zu einem Schritte der Verzweiflung zu bringen.

In dieser Absicht und indem er zum ersten Mal das gewöhnliche Hofceremoniel und die politische Etiquette, auf die er späterhin so sehr den Accent legte, vernachlässigte, schrieb er in Beziehung auf den Frieden einen eigenhändigen Brief an den Erzherzog Karl.

Dieser Brief ist in jenem abgebrochenen lakonischen Style geschrieben, der an die Stelle der Gründe allgemeine und abgedroschene philosophische Maximen setzt und die üblichen ausgearbeiteten Phrasen verschmäht, mit denen gewöhnlich Politiker ihre Friedensvorschläge einzuleiten pflegen. „Der rechte Krieger,“ sagt er, „muß zwar den Krieg führen, aber „zugleich auch den Frieden wünschen. Der gegen„wärtige Kampf hat bereits sechs Jahre gedauert. „Haben wir nicht Menschen genug geopfert, der „Menschheit nicht genug des Leides zugefügt? Man „will überall den Frieden. Europa hat weit umher „die Waffen niedergelegt; Ihre Nation allein setzt „die Feindseligkeiten fort, und das Blut fließt häu„figer als je. Dieser sechste Feldzug hat unter be-

„deutungsvollen Umständen begonnen. — Er mag
„enden, wie man will, so werden einige tausend
„Menschen mehr auf beiden Seiten umkommen,
„und am Ende wird man sich doch verstehen müs=
„sen; denn Alles nimmt ein Ende, selbst die ge=
„hässigen Leidenschaften der Menschen. Das Direk=
„torium hat dem Kaiser seinen Wunsch zu erkennen
„gegeben, dem Kriege, welcher beide Länder ver=
„heert, ein Ziel zu setzen; allein der Hof von Lon=
„don ist dagegen. Gibt es denn kein Mittel uns
„zu verständigen, und sollen wir fortfahren, einan=
„der die Hälse zu brechen, einzig wegen der In=
„teressen und der Leidenschaften einer Nation, die
„von dem Unglücke, das den Krieg begleitet, selbst
„nichts weiß? — Sie, der Obergeneral, der durch
„seine Geburt dem Throne so nahe steht und über
„alle die kleinlichen Leidenschaften der Minister und
„Mitglieder der Regierung erhaben ist, — möch=
„ten Sie nicht der Wohlthäter des Menschenge=
„schlechts und der wahre Retter Deutschlands wer=
„den? Ich bitte Sie, zu glauben, daß ich damit
„nicht sagen will, es sey Ihnen unmöglich, mit
„Waffengewalt fortan etwas auszurichten; gesetzt
„aber auch, das Glück begünstige Sie von Neuem,
„so wird Deutschland darum nicht minder verheert
„werden. — General! was mein eigenes Gefühl
„betrifft, so würde ich, wenn es mir gelänge, durch

„diesen Vorschlag das Leben auch nur eines einzi-
„gen Menschen zu retten, die mir dafür gebüh-
„rende Bürgerkrone dem traurigen Kriegsruhme
„vorziehen, der die Frucht des Sieges ist!"

Der ganze Ton dieses Briefes ist höchst sinnreich darauf berechnet, dem Vorschlage den Karakter von Mässigung zu geben, und zugleich den Ausdruck der Zudringlichkeit zu vermeiden. Nach Ablauf von zwei Tagen erfolgte die Antwort des Erzherzogs, worin der Vorschlag Napoleons seiner Vergoldung beraubt und wie ein gewöhnlicher Friedensantrag einer Parthei, die dadurch ihr Interesse befördern will, behandelt wird. Diese Antwort lautet, wie folgt: „Auch ich, mein Herr! wünsche
„wenn ich auf das Gebot der Pflicht und der Ehre
„den Krieg führe, den Frieden nicht weniger als
„Sie, zum Glück des Volks und der Menschheit.
„Da ich mich aber in meiner Stellung nicht für
„befugt halte, die Streitfrage zwischen den krieg-
„führenden Mächten zu erörtern und zu bestimmen,
„auch von dem Kaiser durchaus nicht zu Unterhand-
„lungen bevollmächtigt bin, so werden Sie mich
„entschuldigen, wenn ich nicht mit Ihnen auf Un-
„terhandlungen über einen Gegenstand eingehe,
„der zwar höchst wichtig ist, aber außer meinem Be-
„reich liegt. — Mag sich aber ereignen, was da
„will, in Hinsicht der Wechselfälle des Krieges,
„oder der Aussicht auf Frieden, so bitte ich Sie

„auf jeden Fall, sich meiner ausgezeichneten Achtung „versichert zu halten.“

Der Erzherzog hätte gerne einigen Nutzen aus diesem Vorschlage gezogen, nämlich einen Waffenstillstand von nur fünf Stunden, in denen er seine Vereinigung mit dem Korps von Kerpen, das aus dem Tyrol zum Beistande seines Obergenerals gekommen und nur noch wenig entfernt war, hätte bewerkstelligen können. Allein Buonaparte hütete sich, durch irgend ein solches unzeitiges Zugeständniß sich die Hände binden zu lassen; es gelang ihm nach einem hitzigen Gefechte, das wie gewöhnlich zum Vortheil der Franzosen ausfiel, jene Vereinigung zu hintertreiben.

Bei Neumark und Unzmark fanden noch zwei Gefechte Statt, worin die österreichische Armee abermals so litt, daß sie ihren Rückzug fortsetzen mußte. Und jetzt drang der französische General auf der Hauptstraße von Wien in Gebirgspässen und Engnissen vor, die er unter andern Umständen hätte umgehen müssen. Allein diese natürlichen Hindernisse wurden nicht länger zur Vertheidigung benutzt; Judenburg, die Hauptstadt von Obersteiermark, ward den Franzosen ohne Schwertstreich überlassen, und bald darauf zog Napoleon ohne größern Widerstand zu finden, in Gratz, der Hauptstadt von Untersteiermark, ein.

Der Erzherzog gab fortan seine alte Kriegs-

weise auf; er ging nicht mehr unter steten Gefechten Schritt für Schritt zurück, sondern beschleunigte seinen Marsch nach Wien, entschlossen, die letzten Streitkräfte, die der weitläufige Kaiserstaat aufbringen konnte, dort zu versammeln, und wenn es seyn müßte, die Krone seines Bruders in einer letzten Schlacht unter den Wällen der Hauptstadt zu verfechten. So gewagt dieser Entschluß auch scheinen mag, so war er doch des hochherzigen Prinzen, der ihn faßte, würdig und vielleicht noch durch andere Gründe, als durch Kriegerstolz und Fürstenwürde, empfohlen.

Die Armee, mit welcher der kühne französische General von dem Gebirge herab in das Herz von Deutschland einzudringen bereit war, hatte seit der Eröffnung des Feldzugs bedeutend gelitten, nicht nur durch das Schwert, sondern auch durch die ungünstige Witterung und durch die ungeheuren Anstrengungen auf den anhaltenden Märschen, durch welche der Sieg gesichert wurde; auch hatten die französischen Rheinarmeen noch keinen Schritt vorwärts gethan, wie es in dem Plane des Feldzugs festgesetzt war.

Auch konnte Buonaparte in dem Lande, das er jetzt mit geschwächten Kräften zu betreten im Begriffe war, nicht auf jenes moralische Element rechnen, das ihm so oft den Weg zum Siege gebahnt hatte. Die Oesterreicher leben zwar unter einer

despotischen Regierung, fühlen sich aber nicht durch dieselbe gedrückt, und sind dem Kaiser herzlich ergeben, der aus eigner Neigung traulich unter seinem Volke lebt, an den öffentlichen Vergnügungen Theil nimmt und auf öffentlichen Spaziergängen, wie ein Vater in der Mitte seiner Familie, erscheint. Der Adel war eben so bereitwillig, als in frühern Zeiten, seine Vasallen aufzubieten, und mit der Mannszucht ist der deutsche Bauer einigermaßen schon vertraut, da sie einen Theil seiner Erziehung ausmacht. In Ungarn lebte noch das Geschlecht jener hochherzigen Barone und Ritter, die auf dem großen Reichstage von 1740 sich zumal erhoben und ihre Säbel schwangen unter dem berühmt gewordenen Ausruf: „Moriamur pro rege „nostro, Maria Theresia!“ Im Tyrol, dem Vaterlande der tapfersten Männer, stand Alles unter den Waffen, und den Einwohnern war es wenigstens gelungen, die Division Joubert aus ihren Bergen zu vertreiben. Im Rücken der französischen Armee waren Triest und Fiume wieder genommen worden. Von Italien geschieden, hatte Buonaparte keine Verbindungslinie mehr, und keine andere Hülfsquelle, als ein Land, das hinter ihm und auf seinen Flanken sich bald erheben mußte. Der Verlust einer Schlacht, wo es keine Stütze, keine Reserve, keinen nähern Waffenplatz, als Klagenfurth, gab, war gleich bedeutend mit völliger Vernichtung. Zu diesem kam

noch die Nachricht, daß die Republik Venedig eine furchtbare, feindliche Stellung in Italien gewonnen hatte, durch welche, so wie durch den Ausbruch eines religiösen und politischen Fanatismus die französische Sache in diesem Lande sehr gefährdet wurde. Es waren der Anhänger des alten Systems dort so viele, daß bei dem großen Einflusse der katholischen Geistlichkeit das schnelle Umsichgreifen einer Empörung sehr möglich schien. In diesem Fall war Italien nicht länger ein Zufluchtsort für Buonaparte und seine Arme. — Der Erzherzog machte das Wiener Kabinett auf alle diese Vortheile aufmerksam und ermunterte dasselbe, die letzte Entscheidung des blutigen Würfels abzuwarten.

Ein so kühner Entschluß ward jedoch nicht gefaßt. Die Hauptstadt, die so lange keinen Feind gesehen hatte, gerieth in Schrecken und Verwirrung, als der unbesiegte General sich ihr nahte, und, wie vom Schicksal geführt, nach der Vertilgung von fünf der schönsten österreichischen Armeen die Trümmer der sechsten vor sich her und ihren Wällen zutrieb, obgleich diese von dem Prinzen befehligt war, in welchem man die Hoffnung und die Blüthe der vaterländischen Kriegsmacht verehrt hatte. Der Lärm war allgemein und zwar bei Hofe zuerst, wo die beste Habe und Schätze eingepackt wurden, um nach Ungarn geflüchtet zu werden, wohin auch die kaiserliche Familie sich retten wollte. Es ist bemerkenswerth, daß

unter den Flüchtlingen der kaiserlichen Familie sich auch die Erzherzogin Marie Louise befand, die als ein Kind von fünf bis sechs Jahren sich vor eben dem bösen General sehr gefürchtet haben mag, dem sie später in einer ähnlichen Krise ihre Hand zu reichen bestimmt war.

Die wohlhabenden Bürger riefen einmüthig nach Frieden. Der Feind war noch vierzehn bis fünfzehn Tagmärsche entfernt, auch hatte die Stadt, vielleicht zu ihrem Glück, keine solchen Festungswerke, die ihr, zufolge der neuen Kriegsweise, auch nur einen eintägigen Widerstand erlaubt hätten. Auch im Kabinett stimmte eine Parthei für den Frieden; mit Einem Worte, diejenigen, die Vieles zu verlieren hatten und darum um so furchtsamer waren, erhielten die Oberhand über diejenigen, die, es mochte kommen, wie es wollte, zu einem hartnäckigen und entschlossenen Widerstande riethen. Es bedurfte noch mancher Lektion, um die Völker, wie die Herrscher zu überzeugen, daß es besser ist, Alles aufs Spiel zu setzen und sogar Alles zu verlieren, als sich in einen Zustand zu fügen, worin man zu verschiedenen Zeiten und nach und nach, sogar unter dem Vorwande der Freundschaft und des Wohlwollens, ausgezogen wird. Der Ast eines Baumes, der mit Gewalt zurückgebogen wird, erhält leicht seine natürliche Lage wieder, ist er aber so schwach, daß er dem Drucke

zu leicht nachgiebt, so wird er seine Schnellkraft nie wieder gewinnen.

Wie aber die Oesterreichischen Angelegenheiten standen, so ist es schwer, zu entscheiden, ob die Partei, die den Frieden wünschte, um dem bedrängten Lande einige Erholung zu verschaffen, oder ob die entgegengesetzte Partei, die unter den oben angegebenen Aussichten auf der Fortsetzung des Krieges bestand, die am wenigsten verderbliche Maßregel vorgeschlagen habe. Der Wiener-Hof wählte den Weg eines Vertrags, und der von Leoben ward eingeleitet.

Die Generale Bellegarde und Merfeld fanden sich am 13ten April 1797 im französischen Hauptquartier ein, um anzuzeigen, daß der Kaiser, ihr Herr, den Frieden wünsche. Buonaparte bewilligte einen Waffenstillstand, der zuerst nur auf fünf Tage gelten sollte, in der Folge aber verlängert wurde, als die Wahrscheinlichkeit eines endlichen Friedensschlusses gegeben war.

Man versichert, daß bei allen Verhandlungen über diesen hochwichtigen Waffenstillstand Napoleon eine gewisse Unabhängigkeit von der französischen Regierung behauptet habe, ohne Zweifel im Bewußtseyn, daß alle seine Siege sein eigenes Werk seyen, daß er seine Armee aus den Hülfsquellen der eroberten Länder verpflegt und bezahlt, von seiner Regierung erst spät und nicht ohne Schwierigkeit Unter-

stützung erhalten, und sich in den neuen italienischen Republiken selbst neue Streitkräfte geschaffen hatte. Er benahm sich zu jener Zeit mit einer Freimüthigkeit und mit einer Eigenmächtigkeit, die dem volksthümlichsten General unter der Herrschaft von Danton und Robespierre ohne allen Zweifel den Kopf gekostet haben würde. Allein, obgleich nur allmählig, und in stetem Widerstreit mit dem einst so allmächtigen und noch immer sehr bedeutenden demokratischen Einfluß erworben, war die Macht Napoleon's in der That sehr groß, wie dann der Einfluß, den ein siegreicher Feldherr auf seine Soldaten ausübt, für die Regierung überall furchtbar wird, wo das Interesse des Krieges nicht auf das innigste mit dem des Staatsbürgers verknüpft ist.

Man muß aber nicht glauben, daß Napoleon öffentlich jenen Geist der Unabhängigkeit gezeigt habe, den das Direktorium zu fürchten schien, und der dasselbe, wie er selbst versicherte, bestimmt hat, die Operationen der Rheinarmeen so lange zu vertagen. Er verwahrte und behauptete im Gegentheile die Rechte der Republik auf die entschiedenste Weise. Zum Beweise mag Folgendes dienen: Die Oesterreicher hatten, in Hoffnung einer günstigen Aufnahme, und als Zugeständniß von Wichtigkeit, das Friedensinstrument mit der Erklärung eingeleitet, daß Seine kaiserliche Majestät die französische Republik in ihrem gegenwärtigen Zustande anerkenne.

„Streichen Sie das!" rief Buonaparte sogleich in ernstem Tone; „die französische Republik ist wie die Sonne am Himmel; nur die Blinden sehen sie nicht!" In der That eine männliche Sprache! Wie sonderbar ist es aber, daß derselbe Sprecher drei oder vier Jahre später auf eine dieser Sonnen ein Löschhorn setzen konnte, ohne daß eine Sonnenfinsterniß erfolgt wäre. *)

Eben so bemerkenswerth ist es, daß, während Buonaparte, unter Fremden die hohe Würde der Republik so kräftig behauptete, er die den höchsten Behörden derselben schuldige Achtung so sehr hintansetzte. Die Friedenspräliminarien wurden am 18ten April zur Unterzeichnung vorgelegt; allein General Clarke, den das Direktorium hiezu bevollmächtigt hatte, war noch in Turin zurück. Er ward für den innigen Vertrauten der Direktoren gehalten und soll die Weisung gehabt haben, die Schritte Buonaparte's zu bewachen, ja sogar ihn in Haft zu nehmen, falls er Ursache zu haben glaubte, seine Treue gegen die Regierung in Zweifel zu ziehen. Demungeachtet trug Napoleon kein Bedenken, seine eigene Unterschrift und Zusage anzubieten, und diese wurden

*) Buonaparte gibt zuerst an, daß dieser Umstand zu Leoben, und späterhin, daß er zu Campo Formio statt gefunden habe. Es ist gleichviel, wenn nur die Worte wirklich gesprochen worden sind.

von den österreichischen Bevollmächtigten ohne weiters angenommen. Es war wohl ein bedenkliches Vorzeichen des Verfalls der Direktorialmacht, daß ein General, ohne Mitwirkung der Regierungs-Bevollmächtigten oder der Prokonsuln, wie man sie nannte, einen so hochwichtigen Vertrag durch seine Unterschrift bestätigen konnte. Es wurde, wie es scheint, gar nicht in Zweifel gezogen, daß er dem, was er zugesagt, Kraft zu geben wisse, und die Rolle, die er spielte, ist um so merkwürdiger, wenn man den hohen Auftrag des Generals Clarke in Erwägung zieht.

Die Artikel des Vertrags von Leoben blieben lange geheim, wahrscheinlich weil die hohen kontrahirenden Theile nicht haben wollten, daß zwischen den ursprünglichen Präliminarartikeln und den gewaltigen Veränderungen, die damit zu Campo-Formio vorgenommen wurden, eine Vergleichung angestellt wurde. Diese beiden Verträge wichen von einander in Beziehung auf das Maaß und die Weise ab, wie eine Theilung des Gebiets von Venedig, der cisalpinischen Republik und anderer kleiner Staaten, zum gegenseitigen Vortheile Oesterreichs und Frankreichs Statt finden sollte. Es erhellet daraus die traurige, aber wichtige Wahrheit, daß die Sicherheit der Staaten zweiten Ranges in keinem Augenblike mehr gefährdet sey, als wenn mächtigere Staaten in ihrer Nachbarschaft im Begriffe sind, Frieden zu schließen. Es

ist so leicht, den Streit zwischen den Staaten auf Kosten der Schwächeren, die nirgends klagen, auch sich selbst nicht Recht schaffen können, auszugleichen, daß in dem eisernen Zeitalter, in welchem wir leben, die Ungerechtigkeit einer solchen Maßregel bei dem Vortheil, den sie verschafft, gar nicht in Betracht kommt, wie sehr sich auch das Völkerrecht dagegen erklären mag.

Es thut nicht noth, die Präliminarien von Leoben hier ausführlich abzuhandeln, wir wollen dieß verschieben, bis wir auf den Vertrag von Campo Formio kommen, in welchem dieselben modificirt und berichtiget worden sind. Wir können aber nicht umhin, zu bemerken, daß Buonaparte von dem Direktorium und andern Staatsmännern scharf getadelt wurde, daß er auf seiner Eroberungsbahn stille gestanden sey, und dem Hause Oesterreich Bedingungen bewilliget habe, nach welchen es noch immer eine für Frankreich furchtbare Macht blieb; diese Tadler meinten, mit einem Siege mehr würde er den allzeit fertigen und mächtigsten Feind der französischen Republik aus der Liste der europäischen Mächte gestrichen, oder ihn wenigstens doch auf seine deutschen Erblande beschränkt haben. Auf dergleichen Rügen erwiederte Buonaparte in einer von Leoben aus an das Direktorium gerichteten Depesche: „Hätte ich bei der ersten Eröffnung „der italienischen Feldzüge Turin zu meinem Opera„tionsobjekt gemacht, so würde ich nie über den Po

„gekommen seyn; — wäre ich zu früh nach Rom ge„gangen, so würde ich Mailand nicht behauptet ha„ben; — hätte ich es mir endlich in den Kopf gesetzt, „nach Wien zu gehen, so würde ich die Republik zu „Grunde gerichtet haben."

So geschickt wußte er das System zu vertheidigen, nach welchem er durch freiwillige Verzichtung auf einen wahrscheinlich noch erreichbaren Punkt von dem eingeschüchterten Feinde Vortheile erhielt, die ihm der aufs Aeußerste Gebrachte und darum Verzweifelnde versagt haben würde. Das merkwürdigste ist, daß die Katastrophe Napoleons nur ein Corollar dieser von ihm aufgestellten Lehre ist; denn wäre er nicht darauf bestanden, bis nach Moskau vorzudringen, so ist gar nicht abzusehen, warum er sich auf dem französischen Throne nicht hätte behaupten sollen.

Die Bedingungen des Vertrags von Leoben, so weit solche den Vertretern der französischen Nation von dem Direktorium bekannt gemacht wurden, betrafen die Abtretung der belgischen Provinzen, und einer Grenzlinie am Rhein zu Gunsten Frankreichs, ferner die österreichische Anerkennung einer einzigen aus den bisherigen provisorischen Republiken zu bildenden italienischen Republik. Bald darauf verlautete aber, daß Mantua, der Zankapfel so vieler blutigen Kämpfe, und, wie es sich aus der Geschichte dieser mörderischen Feldzüge ergeben hatte, das wahre Bollwerk von Italien, wieder an Oesterreich, dem es

mit so vieler Mühe entrissen worden war, zurückgegeben werden soll. Dies war höchst unpopulär; und es wird sich zeigen, daß Buonaparte klug genug war, beim Abschlusse des Friedens an die Stelle von Mantua ein Object zu setzen, das er nicht hätte anbieten und Oesterreich nicht hätte annehmen sollen.

Und jetzt sollte Venedig zittern. Diese Republik hatte sich gegen die Franzosen in ihrer Abwesenheit erhoben; ihr rachsüchtiges Volk hatte viele derselben niedergemacht. Die französischen Soldaten waren darüber aufs Aeußerste ergrimmt, und die Venetianer konnten die Milde ihres Generals nicht in Anspruch nehmen. Der Vertrag von Leoben entzog dem Senat dieses alterthümlichen Staates jede Stütze; zwar hatte sich Oesterreich, wie man n chher erfuhr, eine Zeit lang für denselben verwendet, zuletzt aber einen Theil der Beute für sich bedungen, der ihm in einem geheimen Artikel auch zugesagt worden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Scott, Walter,

Leben von Napoleon Buonaparte, Kaisers von Frankreich mit einer Übersicht der französischen Revolution

Bd.: 9

Stuttgart (1827)

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.110(7#4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11715748-7